

In Amerika bei B. HERDER, 17 South Broadway, St. Louis, Mo.



## Illustrierte Monatschrift

im Anschluß an die Lyoner Wochenschrift des Vereins der Glaubensverbreitung.

Nro. 4.

„Die katholischen Missionen“ erscheinen monatlich, zwei bis drei Quartbogen stark, und können durch jede Buchhandlung bezogen werden. Preis per Jahrgang \$ 1.75 postfrei.

April 1885.

Inhalt: Das dritte Plenarconcil von Baltimore. — Die im Jahre 1883–84 verstorbenen Bischöfe Nordamerika's. — Am Niger. (Fortsetzung.) — Nachrichten aus den Missionen: China; West-Tongking; Birmanien; Vorderindien; Madagaskar. — Miscellen. — Für Missionszwecke.

### Das dritte Plenarconcil von Baltimore.

Der 9. November 1884 bleibt ein denkwürdiger Tag für die Katholiken weit über die Marken der Vereinigten Staaten hinaus. An ihm wurde das dritte Plenarconcil der großen nordamerikanischen Union feierlich eröffnet. Von dem herrlichsten Wetter begünstigt, durchschritt die von Tausenden und aber Tausenden gefüllten Straßen Baltimore's ein Festzug, wie ihn die ehrwürdige katholische Metropole Nordamerika's wohl noch nie gesehen hatte. Von der Wohnung des Erzbischofs Jakob Gibbons, der als apostolischer Delegat die Beratungen seiner Mitbrüder, der Erzbischöfe und Bischöfe, leiten sollte, bewegten sich in feierlicher Prozession der Klerus der Stadt und die versammelten Väter nach dem hohen Dom. An der Spitze des Zuges glänzte das Kreuz, umringt von Altarknaben. Ihm folgten zunächst 200 Jünglinge des Marienseminars; hinter diesen schritten in Soutane, Rochet, rothem Chormantel und Biret 70 Welt- und Ordensgeistliche; dann kamen die Sänger in Soutane, Rochet und Biret, ferner die Beamten und Theologen des Concils, die Ordensobern und Rectoren der Priesterseminare. Diesen schlossen sich an die Prälaten mit den Abzeichen ihrer Würde. Die infultrierten Äbte in Chormantel und einfacher weißer Inful, die Bischöfe in rothen Chormänteln und weißer mit Edelsteinen verzierter Inful, aber ohne Hirtenstab; endlich der Erzbischof von Baltimore, der als apostolischer Delegat allein den Hirtenstab führte; denn nur demjenigen geziemte es, in dieser Versammlung den Stab zu führen, welcher sie mit der Gewalt und im Auftrage des obersten Hirten leiten sollte. Die katholischen Jünglingsvereine bildeten Spalier in den Straßen und sorgten für Aufrechterhaltung der Ordnung, die übrigens auch nicht im minde-

sten gestört wurde. Es muß ein herrlicher Anblick für die mehr als 300 000 Katholiken Baltimore's gewesen sein, als in den milden Strahlen der Novembersonne, die in dem Golde und in den Edelsteinen der prachtvollen kirchlichen Gewänder funkelte, dieser Triumphzug der katholischen Kirche durch die Straßen der Metropole wallte, als die glänzende Prozession unter dem Geläute aller Glocken, dem Rauschen der Orgel und den erhabenen Klängen des Veni Creator Spiritus in den hohen Dom einzog, um nach Darbringung des hochheiligen Opfers die Verhandlungen des Concils zu beginnen.

Das Plenarconcil, das also feierlich eröffnet wurde, ist inmitten der Tage schwerer Verfolgung, welche die Braut Christi in der Alten Welt zu erdulden hat, ein so trostreiches und ermutigendes Ereigniß, daß wir ihm mit Freuden unsere Aufmerksamkeit zuwenden würden, auch wenn dasselbe nicht so innig mit der Geschichte der katholischen Missionen verknüpft wäre.

Zunächst erfreut uns das herrliche Wachsthum und die segensreiche Entfaltung der Kirche Christi auf dem Boden Nordamerika's. Dr. Mac Quaid, der seeleneifrige Bischof von Rochester, der begeisterte Vorkämpfer für die katholischen Schulen in den Vereinigten Staaten, soll uns in einigen Zügen, welche wir seiner Rede während des Concils entnehmen, dieses Bild des mit übernatürlicher Lebenskraft sich entwickelnden Sentörnleins zeichnen.

Der hochwürdigste Herr wendet zunächst seine Blicke um ein Jahrhundert zurück. Im Jahre 1784 gab es keine 25 000 Katholiken in den Vereinigten Staaten. In der ursprünglich katholischen Kolonie Maryland rechnete man 16 000, in Penn-



Islandien etwa 7000, in den übrigen Staaten vielleicht 1500 Katholiken. Damals gab es noch keinen Bischof, keine katholische Schule, kein katholisches Zufluchts- und Waisenhaus, Spital, Kloster in den Vereinigten Staaten. Im Jahre 1790 wurde der erste Bischof von Baltimore, Msgr. Carroll, geweiht; damit begann das Wachsthum der katholischen Kirche Amerikas, erst langsam und unbeachtet von der Welt, bis im Jahre 1829 das erste Concil der Kirchenprovinz von Baltimore zusammentrat. Nur 6 Bischöfe bildeten dasselbe. Der Hauptgegenstand ihrer Berathung war der Bau der allernothwendigsten Kirchen und die Eröffnung einiger Kinderschulen.

Aber jetzt begann der Strom der Einwanderung aus Europa rasch die Distrikte zu füllen. Tausende von Katholiken, namentlich Irländer, landeten in der Neuen Welt. Als 1833, vor 50 Jahren, das zweite Provinzialconcil in Baltimore versammelt war, zählte die amerikanische Kirche 1 Erzbischof, 11 Bischöfe und 250 Priester für etwa eine halbe Million Katholiken. Schulen gab es damals noch kaum ein Duzend. Es war eine traurige Zeit. Von Seiten der protestantischen Sekten, welche mit Ingrimm sich gegen die Mutterkirche erhoben, war ein bitterer Kampf in der Tagespresse ausgebrochen; was der puritanische Haß an Lüge und Verleumdung nur erfinden konnte, wurde gegen die katholischen Lehren und Priester geschleudert. Diese Saat ging auf und brachte ihre Früchte in einer Reihe von schändlichen Gewaltthaten, Straßenaufmärschen, Mordthaten, deren Beginn die Niederbrennung des Ursulinenklosters zu Charlestown durch die Bürger von Boston bildete. Drei-

zig Jahre lang loderte dieser Kampf bald hier, bald dort auf, und zur offenen Gewalt gesellte sich die niederträchtigste Proselytenmacherel. Man bot Geld für den Abfall vom katholischen Glauben, lockte die Kinder in Sektenschulen und betrog sie um ihre Religion. Leider sah sich die katholische Kirche längere Zeit der geeigneten Mittel beraubt, ihre Kinder überall kräftig genug zu schützen. Sie hatte viel zu wenig Priester, um den Tausenden, die jedes neue Jahr nach Amerika brachte und die sich über das weite Land inmitten einer andersgläubigen Bevölkerung zerstreuten, den Glauben zu predigen und die heiligen Sacramente zu spenden. Die traurige Folge davon war, daß gerade in jener Zeit die Kirche

den Abfall vieler zu beklagen hatte. „Es muß eingeräumt werden,“ sagt der Bischof von Rochester, „daß die Zahl derjenigen, die ihren Glauben verloren oder in Gleichgültigkeit versanken, weil sie keine Gelegenheit hatten, das Wort Gottes zu hören und die Gnadenmittel der heiligen Sacramente zu empfangen, überraschend groß ist. Wenn auch die Eltern ihren Glauben nicht verläugneten, so erlagen doch oft genug die Kinder dem Einflusse ihrer Umgebung; feindseliger und böswilliger Zwang von Seiten der Bekannten und der tägliche Verkehr mit Spöttern über die katholischen Wahrheiten lehrten sie den Glauben und die Religionsübung ihrer Väter verachten und verläugnen. . . Wenn in einer solchen gesellschaftlichen Lage gemischte Ehen geschlossen werden, so wird die Ge-

fahr nur um so größer, und die Kinder derselben sind jedesmal hoffnungslos verloren. Ohne katholische Erziehung zu Hause, ohne Kirche, ohne Priester, der sie unterweisen und stärken könnte, fallen sie dem wachsamem und eifrigen Feinde als leichte Beute anheim.“

Inmitten dieses Kampfes und dieser traurigen Verluste wuchs die Kirche doch mit jedem Jahre. Immer mehr Gemeinden wurden gegründet und Sprengel abgezweigt, immer schönere und größere Kirchen erhoben sich, immer zahlreichere Schulen, Klöster, Wohlthätigkeitsanstalten verbreiteten die Kenntniß der Wahrheit und den Segen der christlichen Liebeswerke. Im Jahre 1852 traten ihre Oberhirten zum ersten Male in Baltimore zu einem Plenarconcil zusammen, und 14 Jahre später (1866) sah dieselbe Metropole ein zweites Mal die Bischöfe der Vereinig-



Die Kathedrale des hl. Patrick zu New-York.

ten Staaten in ihrer Mitte versammelt. Man mußte nun endlich mit der katholischen Kirche als mit einer Macht rechnen, und nachdem der Fanatismus noch einmal in Straßentumulten gegen die Katholiken (in den Anti-Catholic-riots von 1844 bis 1864) namentlich in Philadelphia seine Wuth ausgelassen hatte, kam die Zeit des Friedens. Der Krieg von 1864 brachte den Schweig. Wie die heldenmuthige Aufopferung der katholischen Feldgeistlichen und namentlich der Barmherzigen Schwestern im Krimkriege sich die bleibende Achtung der englischen Armee erwarb, so erlängte auch im amerikanischen Bürgerkriege die katholische Liebesthätigkeit mit den gleichen Waffen den gleichen Sieg. Seither sind die Tage öffentlicher Ver-



schimpfung und Verfolgung zu Ende, wenn auch die Kirche in Amerika ebenso gut wie anderswo, und bei dem Drängen nach ausschließlich materiellem Fortschritte und ungebundener Freiheit noch mehr, immerfort im Kampfe stehen wird und muß.

Nachdem Dr. Mac Quaid so das letzte Jahrhundert der Kirchengeschichte Amerika's gezeichnet hat, schildert er ihre Lage bei Eröffnung des dritten Plenarconcils mit folgenden Worten: „Ein Cardinal der heiligen römischen Kirche, Se. Eminenz der hochwürdigste Erzbischof von New-York; ein apostolischer Delegat, der hochwürdigste Metropolit dieses erzbischöflichen Stuhles von Baltimore; 13 andere Erzbischöfe und erzbischöfliche Coadjutoren; 61 Bischöfe und apostolische Vikare regieren jetzt die Kirche Gottes in diesem Freistaate. Unter der Leitung dieser Nachfolger der Apostel speisen 6835 Priester in 7763 Kirchen und Kapellen ihre Herden mit dem Brode des Lebens und weihen sich voll Hingebung der Sorge für ihre Seelen. In 708 Seminaren, Collegien und höhern Lehranstalten wird für die wissenschaftliche Bildung des Klerus sowohl als der Laienjugend beiderlei Geschlechts von tüchtigen Professoren und geschickten Lehrschwestern Sorge getragen. Viele Tausende Brüder und Schwestern aller Lebrorden und Congregationen unterstützen unsere Priester und vollbringen ein Werk, das ohne ihre Mithilfe nicht gethan werden könnte. Unsere Waisen, unsere Hochbetagten, unsere hilflosen Armen werden in 294 Zufluchts-häusern beherbergt, unsere Kranken in 139 Spitälern gepflegt. Doch die glorreiche Krone der Thätigkeit unserer Kirche ist ihre mütterliche Sorge nicht bloß für die kleine Zahl ihrer Kinder, welche verwaist, krank und hilflos sind, sondern noch in weit höherem Grade für die große, thätige Schaar ihrer selbständigen Glieder. Für die Kinder der katholischen Gemeinden, für die Knaben und Mädchen der Eltern, welche unsere Gottes-häuser, Zufluchtsstätten, Spitäler gründeten, hat sie im Laufe dieser letzten 50 Jahre gebaut und unterhält gegenwärtig 2532 christliche Schulen, in denen neben dem weltlichen Wissen die Wissenschaft des Heils, der Glaube und die Gebote gelehrt werden, von denen der Herr seinen Aposteln und deren Nachfolgern befohlen hat, daß sie dieselben verkünden sollen bis an's Ende der Zeiten. 481834 Kinder haben während des Jahres 1883 die katholischen Schulen besucht, welche ohne jede Unterstützung von Seiten des Staates für unsere Kinder errichtet und liebevoll gehegt und gepflegt werden. Die jährliche statistische Zusammenstellung des Schematismus (Directory) schätzt die katholische Bevölkerung auf 6623126. Aber eine flüchtige Prüfung zeigt schon, daß diese Zahl unzureichend ist. Manche Diözesen, welche ungemein rasch anwachsen, werden in dieser Schätzung Jahr für Jahr mit derselben Zahl ausgeführt, welche mithin offenbar jetzt viel zu tief gegriffen ist. Nach meiner Schätzung muß sich jetzt die katholische Bevölkerung auf ungefähr 8 Millionen belaufen. Bei einer ausreichenden Zahl von Priestern und mit Gemeinden, deren Größe dem Seelsorger erlaubt, seine Pfarrkinder wirklich kennen zu lernen und alle Tausen, Ehen und Todesfälle genau aufzuzeichnen, werden wir in wenigen Jahren im Stande sein, genaue und zuverlässige Zahlen zu veröffentlichen.“

Der hochwürdigste Bischof von Rochester machte dann darauf aufmerksam, welche Masse von Opfern, sowohl seitens der Laien als der Priester, in diesen trockenen Zahlen verborgen seien. Unter den fast 8000 Kirchen und Kapellen wies er auf die einzige Kathedrale von New-York hin, die ganz aus den freiwilligen Beiträgen der katholischen Bevölkerung erbaut

ist und an Größe und Pracht alle Kirchen übertrifft, welche in Europa in diesem Jahrhundert begonnen und vollendet wurden. Der hochwürdigste Herr wies ferner auf die großartigen Seminargebäude hin, welche in manchen Sprengeln errichtet wurden, auf die zahlreichen Collegien, Klöster und Wohlthätigkeitsanstalten, die alle aus den Pfennigen der Katholiken erbaut sind. Diese Werke und Opfer der Vergangenheit, sagt er, sind der Grund für die Hoffnung einer glorreichen Zukunft der katholischen Kirche in Amerika.

Und diese Hoffnung wird, wie der hochwürdigste Bischof hervorhebt, besonders durch zwei Umstände gestützt: durch die zahlreichen Berufe zum Priestertum und Ordensstande und durch die großartige Thätigkeit auf dem Felde der Schulen. „In unserm jungen Freistaate,“ sagt er, „sind die Berufe zum Dienste des Herrn zahlreich. Unsere Vorbereitungsschulen und theologischen Seminare sind mit hoffnungsvollen Jünglingen gefüllt, welche sich zum Amte des Heiligtums vorbereiten. Unsere Klöster sind überfull von heiligen Jungfrauen, welche alle Kräfte des Leibes, alle Talente des Geistes, alle Hingabe des Herzens dem Dienste der Religion weihen. Unsere Schulen wären öde Hallen, wenn sie nicht durch ein ganzes Heer von Lehrbrüdern und Lehrschwestern, welche ihrer Aufgabe so vorzüglich gewachsen sind, bevölkert wären.“

Das herrliche Wachsthum der katholischen Schulen trotz der großen Vortheile, welche die Staatsschulen gewähren, mit denen sie kämpfen müssen, ist der zweite Grund wohlberechtigter Hoffnung. Nicht ohne Widerstreben haben sich die Katholiken dem gegenwärtigen unbilligen Schulgesetze in Amerika gefügt, wodurch sie gezwungen werden, zum Unterhalte der Staatsschulen, die sie nicht besuchen können, beizusteuern. Wieder und wieder stellten sie die gerechte Forderung, daß der Staat an die katholischen Schulen einen Theil der von ihnen entrichteten Schulsteuer zurückbezahle. „Unfreundlich, barsch und verächtlich wurde diese vernünftige Bitte abgewiesen.“ Deshalb faßten sie den Entschluß, die Aufgabe der Erziehung selbst in die Hand zu nehmen: „Ohne weiteren Streit und Haber, wenn auch seufzend und klagend unter dem Unrechte, das durch Gesetz und Mehrheitsbeschluß uns auferlegt wurde, sammelten die Katholiken ihre Kinder in eigenen Schulen, auf daß sie katholische Luft einathmen können, während sie in weltlichem Wissen unterrichtet werden. . . Die 2500 Schulen mit ihrer halben Million Schulkindern, welche jetzt dem Lande zum Segen gereichen, verkünden laut den Katholiken und Nichtkatholiken, daß die Frage des religiösen Unterrichts, soweit sie uns angeht, gelöst ist. Wir werden weder ruhen noch rasten, bevor im ganzen Lande die Kinder der katholischen Kirche im Schutze ihrer Schulen geborgen sind. Die Errichtung dieser Schulen und ihre stetige Vervollkommnung in Erziehung und Unterricht bilden die sichersten Fundamente des Wachsthums und der Festigkeit unserer katholischen Zukunft.“

Die Rede Dr. Mac Quaid's, welche wir im Auszuge mittheilten, zeigt uns die rasche Entwicklung und die hoffnungsfrohe Zukunft der katholischen Kirche in den Vereinigten Staaten. Die Beschlüsse, welche das Plenarconcil faßte, sind zwar noch nicht veröffentlicht; aber der gemeinsame Hirtenbrief, den die versammelten Väter an ihre Herden richteten, dürfte die Hauptpunkte enthalten, auf welche sie ihr Augenmerk richteten. Eine kurze Zusammenfassung derselben wird uns deshalb den Plan entwerfen, welcher dem weitem Ausbau der nordamerikanischen Kirche vorgezeichnet wurde.



Wiederum steht die Sorge für den Unterricht des Klerus und der Laien an der Spitze aller Fragen. Die Zahl der aus Europa eingewanderten Priester ist im Verhältnisse zu den eingewanderten Laien eine verschwindende. In Amerika selbst müssen also Priester herangebildet werden. Aber der Bau von Seminaren, und noch viel mehr die Vereinigung geeigneter Professoren, ist kein Werk, das sich in Jahresfrist erzwingen läßt. Nur nach und nach entsteht eine wirklich gute, mit den genügenden materiellen und wissenschaftlichen Mitteln ausgerüstete Pflanzschule für den Priesterstand. Es ist also keineswegs zu verwundern, daß manche der westlichen Sprengel noch nicht im Besitze von Seminaren sind. Dazu kommt, daß man sich bei dem großen Priesterangel bisher gezwungen sah, die Studienzeit der Theologen abzukürzen. Jetzt aber, da die Arbeiter im Weinberge immer vollzähliger werden, nennt der Hirtenbrief als eine Haupt Sorge für die Zukunft „die Ertheilung einer vollständigeren wissenschaftlichen Bildung für die Candidaten des Priestertums“. Mit Recht, denn wie der Hirtenbrief hervorhebt, soll der Priester nicht nur die heilige

Messe lesen, die Sacramente spenden und die Gläubigen in der Religion unterweisen können, sondern er soll auch im Stande sein, „dieselben, wo nöthig, gegen jede Art von Irrthum zu vertheidigen“, und deshalb „liegt es auf der Hand, daß der Priester mit jedem Zweige des Wissens, der zur Religion in Beziehung steht, vertraut sein soll. In unsern Tagen, in denen so viele falsche Theorien von allen Seiten aufgestellt werden, in denen jedes Reich des natürlichen Wissens geschäftig durchstöbert wird, um Einwürfe gegen die geoffenbarte Religion aufzutreiben, muß die Wissenschaft eines Predigers des Wortes Gottes gewiß eine ausgedehnte und gediegene sein, damit er in würdiger Weise die Schönheit, die Alles überragende Würde und Nothwendigkeit der christlichen Religion darlegen, und beweisen könne, daß kein Widerspruch zwischen den Werken Gottes und Gottes Lehren sei.“

Innig verbunden mit dieser Absicht einer vollständigeren wissenschaftlichen Bildung ist der Plan einer katholischen Universität auf amerikanischem Boden. Der Plan ist kein bloßer schöner Traum mehr, sondern bereits im Begriffe, segens-



New-York im Jahre 1664. (Nach einem alten Holzschnitt.)

reiche Wirklichkeit zu werden. Als erste Gabe hat eine edelmüthige Wohltäterin die schöne Summe von 300 000 Dollars (1 200 000 Mark) gespendet. Miß Caldwell ist der Name dieser Spenderin, und ihr Beispiel wird gewiß Nachahmer finden. Die Gabe, so groß sie ist, ist doch bei weitem für die Gründung einer Universität nicht ausreichend. Das Gebäude des Seminars zu Overbrook allein hat jetzt schon das Doppelte jener Summe gekostet und seine Vollendung und Fundirung dürfte noch mehr als eine Million verlangen. Aber alle großen Universitäten Europa's sind aus kleinen Anfängen erwachsen. Auch in Amerika braucht nicht Alles an Einem Tage vollendet zu werden. Wie Bischof Spalding von Peoria in seiner herrlichen Rede über diesen Gegenstand vor dem Concil ausführte, soll eine Lehranstalt der Theologie und Philosophie den Kernpunkt bilden; mit der Zeit sollen sich dann die übrigen Wissenschaften um diese ihre Schwestern schaaren, ihnen dienen und unter ihrer Aufsicht blühen.

Der Sorge für den höheren Unterricht geht die dringende

Empfehlung der Hebung und Förderung der Volksschule zur Seite. Der Hirtenbrief sagt, keine Pfarrei sei vollständig, bevor sie nicht dem Bedürfnisse ihrer Kinder entsprechende Schulen besitze, und es sei die Pflicht der Katholiken, in ihren Anstrengungen nicht nachzulassen, bevor die Schulen in der höchsten Blüthe ständen. „Wir weisen mit Entrüstung den Satz zurück,“ sagen die Väter des Concils, „die katholische Schule brauche nicht so hoch zu stehen als die übrigen Schulen.“ „In Zeiten wie die unsrigen, da der Irrthum so herausfordernd und frech auftritt, muß Jedermann mit gesunden Kenntnissen möglichst vollkommen ausgerüstet bestehen, nicht nur der Geistliche, sondern auch der Laie, auf daß er dem giftigen Einflusse der dem Volke mundgerecht gemachten Gottlosigkeit die Stirne bieten könne.“

Die christliche Familie wird durch den Hirtenbrief auf ihre heiligen Pflichten hingewiesen. Zunächst wird die Grundlage derselben durch die Heiligkeit und Unauflöslichkeit der christlichen Ehe geschützt; dann wird den Eltern die Pflicht des guten Bei-





New-York zu Anfang dieses Jahrhunderts.



spiels vorgehalten; sie werden ermahnt, wenn immer möglich, ihre Familienangehörigen zum gemeinschaftlichen Morgen- und Abendgebet anzuhalten, und die Lesung frommer Bücher wird anempfohlen. Bei Gelegenheit der Anempfehlung einer guten Lesung werden die christlichen Eltern einbringlich vor den verderblichen Romanzeitungen und Groschenromanen gewarnt, welche in Amerika der Untergang so vieler unschuldiger Knaben und Mädchen sind. Dieser Punkt hat auch für Deutschland seine überaus große Wichtigkeit, und wir wollen daher die betreffende Stelle des Hirtenbriefes im Wortlaute mittheilen: „Nicht nur die unstillichen, gemeinen Sensationsromanen, die schamlos illustrierten Blätter und alle Schriften, welche den Glauben an Gott und die Kirche Christi untergraben, müssen unerbittlich aus jedem christlichen Hause verbannt werden, sondern auch jede übermäßig aufregende und krankhaft sentimentale Lektüre, mit Einem Wort: Alles, was den Glauben und die Sittreinheit in jugendlichen Herzen gefährden oder trüben könnte, ist sorgsam fernzuhalten. Ganz gewiß werden die Eltern ihre Kinder vor jedem Gifte warnen und bewahren, das ihrem leiblichen Leben schaden könnte; mögen sie also mindestens ebenso wachsam jedes Gift fernhalten, welches ihren Glauben oder ihre Herzenstreue mit dem Tode bedroht. Dafür soll jede Hausbibliothek mit Schriften gesunden und erheiternden Inhalts wohl versehen sein. Glücklicher Weise ist der Reichtum unserer katholischen Literatur und die Zahl der Werke, welche, obgleich sie nicht von Katholiken geschrieben sind, noch religiöse Fragen behandeln, doch rein, belehrend und geisterhebend wirken, jetzt so groß, daß keine Entschuldigung mehr vorgebracht werden kann, wenn Jemand durch die Lektüre von zweifelhaften verdächtigen und gemeinen Schriften sich in Gefahr begibt oder doch wenigstens seine Zeit verschleudert. Bedenket, christliche Eltern, daß die Entwicklung des Charakters eurer Kinder auf das Innigste mit der Entwicklung des Geschmacks an einer guten Lesung verbunden ist. Auf Bücher ebenso wohl als auf die Kameradschaften hat das Sprüchwort seine Anwendung: ‚Sage mir, mit wem du umgehst, und ich will dir sagen, was du bist.‘ Sorget also, daß nur gute Bücher und Tagesblätter und nur gute Kameraden in euerem Hause Zutritt finden.“

Ebenso bedeutungsvoll ist der Aufruf zur Unterstützung der katholischen Presse, welchen der Hirtenbrief an die Katholiken Nordamerika's richtet und welcher auch in unserm Vaterlande seinen Wiederhall finden möge: „Wenn jedes Familienhaupt,“ sagen die versammelten Bischöfe, „die Unterstützung der katholischen Presse durch das Abonnement auf eine oder mehrere katholische Zeitschriften als eine Ehrensache und Pflicht betrachtet, wenn es sich mit dem Inhalte derselben wohl vertraut macht, so wird die katholische Presse sich gewiß herrlich entfalten und ihre Aufgabe lösen.“

Nur noch einen Punkt aus dem großen Hirtenbriefe des Plenarconcils wollen wir hervorheben — die Warnung vor den geheimen Gesellschaften, welche auch unser Heiliger Vater, der Papst, in feierlicher Weise als eine der größten Gefahren für den Staat wie für die Kirche verurtheilt hat. „Wenn Vereine sich in Geheimniß und Dunkel hüllen,“ sagt der Hirtenbrief, „so sind sie von vorne herein verdächtig und müssen selbst den Beweis erbringen, daß sie nichts Schlechtes sind oder wollen. Wenn aber irgend ein Verein seinen Mitgliedern die Verpflichtung auferlegt, das Geheimniß zu bewahren, auch wenn sie rechtmäßig und von der zustehenden Behörde gefragt werden, so stellt sich ein solcher Verein selbst außerhalb der Schranken des Erlaubten; Niemand kann Mitglied einer solchen Verbindung bleiben und trotzdem zu den Sacramenten der katholischen Kirche zugelassen werden. Das Gleiche gilt von jeder Gesellschaft, welche ihre Mitglieder zu blindem Gehorsam verpflichtet, d. h. ihnen von Anfang das Versprechen abnimmt, alle Befehle, dieselben mögen erlaubt oder unerlaubt sein, entgegenzunehmen und auszuführen, wofür dieselben von dem Vorstande gegeben werden; denn ein solches Versprechen widerspricht sowohl der Vernunft als dem Gewissen. Und wenn eine Gesellschaft offen oder versteckt gegen die Kirche oder gegen irgend eine rechtmäßige Regierung wählt oder wirkt, so ist Mitglied einer solchen Gesellschaft sein gleichbedeutend mit dem Ausschlusse von der Verbindung mit der katholischen Kirche.“

So haben die Väter des dritten Plenarconcils von Baltimore nach dem Worte des Herrn sich Mühe gegeben, alles Böse auszureuten und niederzureißen, alles Gute zu pflanzen und aufzubauen. Ihr Werk wird ein segensreiches sein; denn sie arbeiten vereint mit Demjenigen, der gesagt hat: „Wo Zwei oder Drei in meinem Namen versammelt sind, da bin ich mitten unter ihnen.“ Wenn nach Jahren abermals ein amerikanisches Plenarconcil sich versammelt, dann erst wird die Bedeutung dieses letzten und seine großartige Wirksamkeit für die Bildung des Klerus und der Laien, für die katholische Volksschule, für die Gemeinden und Familien, für das katholische Vereinsleben und die Indianermissionen zu überblicken sein. Nicht an einem Tage und nicht in einem Jahre haben sich die Riesenzüge Amerika's aus den armen Fischerdörfern und Blockhäusern entwickelt. Auch das Reich Gottes wächst nicht in einem Tage und nicht in einem Jahre; aber wenn es sich im letzten Jahrhundert aus einem weithin zerstreuten Häuflein von kaum 25 000 Seelen zu einer wohlorganisirten Heerde von 8 Millionen Katholiken mit so vielen und herrlichen Kirchen und Lehranstalten entwickelte, so dürfen wir für das nächste Jahrhundert ein noch größeres und segensreicheres Wachsthum vertrauensvoll von Demjenigen erwarten, der die Seele und das Leben der katholischen Kirche ist, von Jesus Christus, unserm Herrn und Haupte.

## Die im Jahre 1883—84 verstorbenen Bischöfe Amerika's.

Manche aus der Schaar der eifrigen Bischöfe Nordamerika's, welche die Gemeinden sammelten, die Schulen gründeten, die Kirchen bauten und einweiheten, hat der Herr des Weinberges von der Arbeit zum Lohne gerufen, bevor sie im Vereine mit den Vätern des Plenarconcils von Baltimore sich des gemeinsamen Werkes freuen und mit ihnen über die Zukunft der katholischen Kirche Amerika's berathschlagen konnten. Sie haben

den Brüdern im Hirtenamte dafür am Throne Gottes mit ihrer Fürbitte beigestanden! Versuchen wir in wenigen Worten das Lebensbild der Verewigten uns vorzuführen.

Zunächst haben wir eines Bischofs zu gedenken, der in der Tobtenchau für 1882 ausgeblieben ist — des frommen und gelehrten Bischofs von Charleston, **Patricius Lynch**.

Charleston, in dem ehemals französischen Theil der Union,



ist die bedeutendste Stadt Süd-Carolina's und zählt über 40 000 Einwohner. Obwohl sehr ungesund gelegen, hat sie doch als Hafenplatz, Endpunkt dreier Eisenbahnen und Stapelort reicher Produkte des Innenlandes eine wohlbegreifliche Bedeutung. Leider hat die schön gebaute Stadt, die auch den Ruhm der Gastlichkeit genießt, in den Wirren des Seecessionskrieges schrecklich zu leiden gehabt. Zu denen, welche die Schäden des Krieges werthtätigst zu heilen suchten, gehörte vorab Patricius Niesen Lynch, der dritte römisch-katholische Bischof Charleston's.

Patricius Lynch stammte von irischen Eltern und hatte durch Vererbung Bischof Englands seine Bildung zu Rom in der Propaganda erhalten. Priester und Doctor der Theologie, kehrte er im Jahre 1840 in seine Heimath zurück. Er war nun zuerst in der Pfarrseelsorge thätig, stand dann der Leitung des „Collegiat-Instituts“ vor und wurde unter Bischof Reynold († 1855) Generalvikar. Nach dessen Tode führte er zwei Jahre allein die Leitung der Geschäfte, bis er im December 1857, vierzig Jahre alt, selbst den Stuhl von Charleston bestieg. Wie schon angedeutet, war der bald nachher ausbrechende Bürgerkrieg für ihn eine Ursache des Schmerzes, der Sorge und ein Grund zu aufopferndster Hingebung. Alles, was seine Herde in jenen Tagen zu leiden hatte, fühlte das väterliche Herz ihres liebevollen Hirten mit. Dafür zollten auch Katholiken wie Protestanten den Verdiensten dieses Prälaten die wärmste Anerkennung.

Bischof Lynch war für seine Stellung in hervorragender Weise befähigt durch die vortrefflichen Eigenschaften, welche Anlage und Erziehung in ihm entwickelt hatten. Er sprach mit Geläufigkeit vier moderne Sprachen, deren er zur Verwaltung seiner Diözese bedurfte. Sein Wissen war ein außerordentliches und erstreckte sich nicht nur auf die seinem Stande nächstliegenden Wissenschaften und die Kenntniß der im Lande gültigen Rechtsbestimmungen, sondern auch auf die Erfahrungswissenschaften und die alten Sprachen. Von letzteren hatte er in Rom besonders auch Sanskrit studirt und es im Hebräischen zu einer Fertigkeit gebracht, daß er die hebräische Anrede vor Gregor XVI. hielt. Diesen Schatz von Kenntnissen verdankte Msgr. Lynch sowohl seinem eisernen Fleiße, wie auch den zwei Vorbedingungen ächter Universalität, einem glücklichen, treuen Gedächtniß und einem scharfen, scheidenden und ordnenden Verstande. Letzteren bewährte er auch in sittlicher Weise besonders dann, wenn verwickelte Fragen in der Verwaltung der Diözese eine Entscheidung forderten. Drei Jahre vor seinem Tode sandte ihm Gott der Herr ein sehr schmerzliches Leiden, welches für ihn zu einer Schule der Geduld, aber auch des reichlichsten Verdienstes wurde. Am 26. Februar 1882 schlug die Verstärkung ein. Geboren am 10. März 1817, hatte er ein Alter von 65 Jahren erreicht und war 25 Jahre Bischof von Charleston gewesen. Zu seinen Leichenfeierlichkeiten erschienen der Metropolit von Baltimore und die Bischöfe von acht Nachbarbischöfen. Die sonst übliche Gedächtnißrede unterblieb dem Verlangen des Verstorbenen zufolge; doch las der Bischof von Augustine zur Erbauung der Versammlung die Stelle aus dem Testamente vor, die seinen Wunsch in dieser Beziehung enthielt. Jedenfalls können wir von Herzen den Schlussworten der „Charleston News“ beistimmen, die ihm einen begeisterten Nachruf widmen: „Der Friede in Gott, dem höchsten Gut, hat seinem arbeitsvollen Leben ein Ziel gesetzt; er ist zum ewigen Ruhetag eingegangen, zum Tage des Herrn, der nimmer endet.“

Am 9. März 1883 hatte Mobile, ebenfalls im Süden der Union gelegen, den Tod seines Oberhirten zu beklagen. Msgr. Johannes Quinlan, seit 24 Jahren Bischof dieser Stadt, war geboren zu Cloyne in Irland im Jahre 1827. Um sich in Amerika den Missionen zu widmen, verließ er im 18. Jahre sein Vaterland und war nach Empfang der Priesterweihe zwei Jahre lang als Missionär in der Umgegend von Picquay thätig. Später wirkte er als Pfarrgeistlicher in Cincinnati. Erst 32 Jahre alt, wurde er zum Bischof von Mobile bestimmt und erhielt am 4. December 1859 zu New-Orleans die heilige Weihe. Die segensreiche Thätigkeit des Bischofs bezeugt eine stattliche Reihe von neuen Kirchen und Pfarreien, die er errichtete. Mobile selbst verdankt ihm zwei Kirchen und die Fassade seiner Kathedrale, außerdem gründete er noch zehn neue Pfarrstellen. Das schönste und wichtigste Werk indeß, das er für seine Diözese verrichten konnte, bestand darin, daß er für Vermehrung der Priester sorgte. Beim Einzug in sein Bisthum standen nur 7 Priester zu seiner Verfügung, bei seinem Tode zählte es deren 45. Der Tod Msgr. Quinlans erfolgte zu New-Orleans.

In der kurzen Zeit vom 18. Juni bis 4. Juli 1883 verlor Amerika vier seiner Oberhirten, drei davon aus der Zahl der ehrwürdigen Greise, welche noch die Anfänge der katholischen Kirche in Amerika gesehen hatten und durch ihre Arbeiten und Kämpfe ihr erst Bahn brechen mußten.

Die Reihe eröffnete am 18. Juni Msgr. Blanchet, der erste Erzbischof von Oregoncity. Mit ihren beiden Suffraganbischöfem Vancouver und Resquay bildet die Erzbischofsee des Verstorbenen dem Umfang nach eine der bedeutendsten Kirchenprovinzen von Nordamerika, denn sie erstreckt sich vom Staate Oregon nordwärts längs des Ufers des Stillen Oceans bis in die Polargegenden hinein und umfaßt alles Land zwischen dem Felsengebirge und dem Meere bis an die südlich angrenzende Kirchenprovinz San Francisco. Das Verdienst, in diesen weiten Länderstrecken der Kirche den Boden bereitet zu haben, gehört zum großen Theile Msgr. Blanchet. Freilich ist auch heute die Zahl der Katholiken in jenen Gegenden nicht groß, die Erzbischofsee Oregoncity für sich allein zählt nur 25 Priester und 20 000 Gläubige. Allein man muß bedenken, daß jene Gegenden überhaupt nur schwach bevölkert sind, man muß ferner bedenken, daß dort vom Katholicismus noch kaum die Rede war, als im Jahre 1838 die Hudsonsbay-Company, damals noch die Herrin von Oregon, in Quebec um Missionäre für den äußersten Westen nachsuchte und der Erzbischof die beiden Priester Blanchet und Demers für die schwierige Mission bestimmte. Franz Norbert Blanchet, geboren am 5. September 1795 und Priester seit dem 18. Juli 1819, zählte damals bereits 43 Lebensjahre, von welchen er 19 als Seelsorger in seiner Heimath Quebec thätig gewesen war. Trotz seines Alters ging er auf den Vorschlag seines Oberhirten ein und verließ im April mit Herrn Demers, dem spätern Bischof von Vancouver, Quebec und die civilisirten Gegenden Amerika's. Sieben volle Monate dauerte die Reise, erst am 24. November erreichten beide ihr Missionsgebiet, in welchem sie die ersten und einzigen Priester waren. Msgr. Blanchet predigte zuerst dem wilden Stamm der Cowitz und nahm dann seinen ständigen Aufenthalt am Flusse Wallamet, wo er mit Erfolg für die Ausbreitung des Evangeliums wirkte. Am 1. December 1843 konnte Oregon zum apostolischen Vikariat erhoben und Herr Blanchet zum ersten Oberhirten ernannt werden. Freilich



brauchte das Ernennungsbrevé fast ein ganzes Jahr, um in die Hände des künftigen Bischofs zu gelangen; Msgr. Blanchet erhielt dasselbe erst am 4. November 1844. Als bald machte er sich auf den Weg nach Canada und empfing in Montreal die bischöfliche Weihe. Von dort wandte er sich sogleich nach Rom, wo er im Januar 1846 eintraf und noch in dem gleichen Jahr zum Erzbischof von Oregoncity ernannt wurde. Den Rest seines Lebens widmete dann Msgr. Blanchet unverbrochen den vielen und harten Arbeiten, welche sein Amt von ihm forberten. Unterbrochen wurden dieselben im Jahre 1855 durch eine lange und beschwerliche Reise nach dem Süden Amerika's, wo er die Mittel zur Organisation seiner Erzbischofsse zu finden hoffte, welche sein armer Sprengel ihm nicht zu bieten vermochte. Im Jahre 1878 erhielt der 83jährige Oberhirt einen Coadjutor in der Person des Bischofs von Vancouver, des Nachfolgers seines ehemaligen ersten Gefährten, Msgr. Demers. Nachdem er endlich 62 Jahre als Priester, 43 Jahre als Missionär, 36 Jahre als Bischof gewirkt hatte, legte er im November 1880 sein Amt gänzlich nieder, um im Hospital von Portland der Pflege zu genießen, welche er durch Gründung eben dieser Anstalt schon so vielen Andern verschafft hatte. Nach drei Jahren endete er dort sein Leben, welches von frühester Jugend an dem Dienste der Kirche geweiht gewesen war, in dem hohen Alter von 88 Jahren.

Ganz verschieden war der Lebenslauf des Prälaten, der nur zwei Tage später an der entgegengesetzten Küste Amerika's Msgr. Blanchet in die Ewigkeit folgte. Von protestantischen Eltern zu Philadelphia am 27. April 1813 geboren, genoss Friedr. Jakob Wood, der spätere Erzbischof seiner Vaterstadt, im protestantischen England seine Erziehung. Nach der Rückkehr in die Heimath widmete er sich den Handelsgeschäften und war Director eines Bankhauses in Cincinnati, als der Entschluß des Übertritts zur katholischen Kirche in ihm reifte. Im Jahre 1836 legte er sein Glaubensbekenntniß in die Hände des Erzbischofs Msgr. Purcell ab, und schon ein Jahr darauf verzichtete er auf seine glänzende Stellung, um als Priester sich im vollsten Sinne dem Dienste der erkannten Wahrheit zu weihen. Zu Rom, im Mittelpunkt der katholischen Einheit, vollendete er seine theologischen Studien und erhielt er am 25. März 1844 die Priesterweihe. Dann wandte Msgr. Wood sich wieder nach Cincinnati und war daselbst zuerst als Vikar an der Domkirche, dann seit 1854 als Pfarrer der St.-Patricks-Kirche in der Seelsorge thätig. Als nach drei weiteren Jahren das Alter des Bischofs von Philadelphia, Msgr. Neumann, die Wahl eines Coadjutors rathsam machte, wurde Msgr. Wood für diese ehrenvolle Stellung ausersehen, und Msgr. Purcell hatte die Freude, einen Convertiten, den er vor 21 Jahren in den Schooß der Kirche aufgenommen, nunmehr zu einem Hirten der Kirche weihen zu können. Mit dem Tode Msgr. Neumanns am 5. Januar 1860 trat er gänzlich an dessen Stelle und verwaltete das bischöfliche Amt zum Segen seiner Diözese. Die Domkirche, die er im November 1864 vollendete und einweihte, die neuen Kirchen und Schulen, die er eröffnete, die Gründung des St.-Karl's-Seminars sind in die Augen fallende Zeugnisse für sein erfolgreiches Wirken. Im Hinblick auf die Fortschritte des Katholicismus erhob der Heilige Vater am 17. Juni 1875 Philadelphia zum Erzbisthum; Msgr. Wood wurde der erste Erzbischof.

Die letzten Monate seines Lebens litt der Erzbischof an schwerer Krankheit, welche die Hoffnung auf Genesung bald

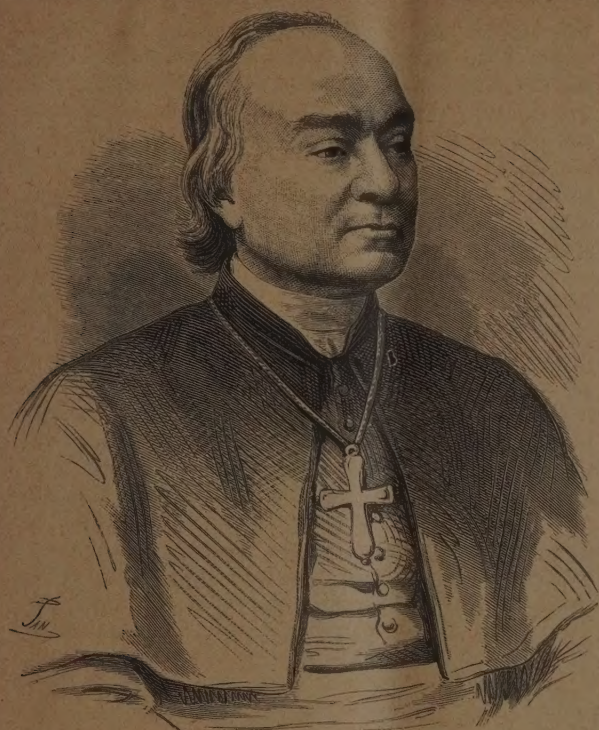
als eitel erscheinen ließ. Am 19. Juni fühlte er sich so schwach, daß er die heiligen Sterbesacramente verlangte; er empfing dieselben feierlich in Gegenwart sämmtlicher Priester der Stadt. Schon am folgenden Tage, Abends gegen 11 Uhr, verkündeten dann die dumpfen Schläge der großen Domglocke weithin den Tod des Oberhirten.

Msgr. Purcell, dessen Namen wir schon so oft begegnet sind, überlebte seinen geistlichen Sohn und Mitbruder nicht mehr lange. Wenn auch nicht an Lebensjahren, so war er doch im bischöflichen Amte der älteste von allen Bischöfen Amerika's, als er am 4. Juli sein ereignisreiches Leben beschloß.

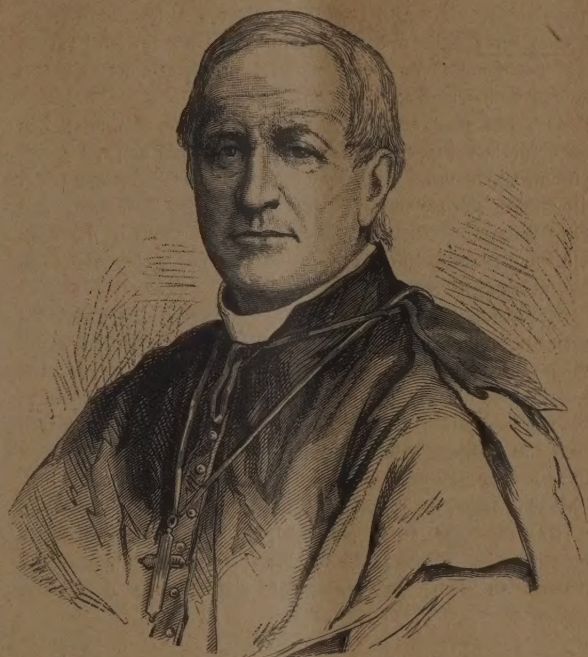
Der Erzbischof von Cincinnati war von Geburt Irlander; er wurde geboren am 26. Februar 1800 zu Mallow in der irischen Diözese Cloyne. Die wissenschaftlichen Studien, die er in der Heimath begonnen, setzte er vom 18. bis zum 21. Jahr in Amerika im Colleg zu Emmitsburg fort und vollendete sie endlich im Seminar St. Sulpice in Paris. In der Seinestadt erhielt er auch am 21. Mai 1826 zugleich mit dem späteren Cardinal-Erzbischof von Rouen die Priesterweihe und lehrte dann nach Amerika zurück. Einige Jahre war er dort Professor der Moralphilosophie und Theologie, und wurde endlich Vorsteher des Collegs, in dem er selbst noch vor wenigen Jahren als Schüler verkehrt hatte. In der Leitung des Collegs bewies der junge Director solche Fähigkeiten, daß die allgemeine Aufmerksamkeit auf ihn sich lenkte, als nach dem Tode des ersten Bischofs von Cincinnati, Msgr. Fenwick's, es sich um die Wahl eines Nachfolgers handelte. In der That ward Msgr. Purcell am 8. März 1833 vom Papste als Bischof von Cincinnati präconistrit und am folgenden 13. October zum Bischof geweiht. Eine schwere Bürde wurde damit auf die Schultern des 33jährigen Priesters geladen. Cincinnati, das an Alter seinen Oberhirten und unser Jahrhundert nur um 11 Jahre übertraf, das bei der Geburt seines Bischofs noch weniger als 1000 Bewohner zählte, begann gerade damals seinen beispiellos raschen Entwicklungsgang zur heutigen Weltstadt von über 216000 Einwohnern. Aufgabe des Oberhirten war es also, zu sorgen, daß mit der Ausdehnung der Stadt auch der Katholicismus sich im gleichen Maße entwickle und den immer steigenden religiösen Bedürfnissen gebührende Rechnung getragen werde. Msgr. Purcell hat im Allgemeinen diese Aufgabe gelöst. Bei Übernahme seines Amtes fand er eine einzige katholische Kapelle in seiner Residenzstadt; augenblicklich erheben sich daselbst außer einer Domkirche 32 schöne Pfarrkirchen und viele Pfarrschulen. Zudem baute Msgr. Purcell noch eine Reihe von größeren und kleineren Kirchen an andern Orten seiner Diözese. Die religiöse Bedeutung der Stadt stieg endlich noch höher, als Cincinnati am 18. Juli 1850 zum Erzbisthum erhoben wurde.

Die letzten Lebensjahre des ehrwürdigen Prälaten wurden durch sehr unangenehme Ereignisse verbittert, deren Ursachen wir schon früher angedeutet haben. Im Eifer, die Zahl der Kirchen und Schulen möglichst zu steigern, hatte er seine Hilfsmittel nicht genau genug berechnet und die Verwaltung derselben nicht in die rechten Hände gelegt. So fand sich zuletzt die Diözese in der schwierigsten Lage und Verlegenheit. Von schweren Verschuldigungen gegen den Oberhirten hallte jetzt namentlich die schlechte Presse wieder, so daß Msgr. Purcell im Jahre 1879 sich verpflichtet glaubte, sein Amt niederzulegen. Im Hinblick auf die langjährigen Dienste des greisen Erzbischofs nahm Rom seine Entlassung nicht an, sondern sandte

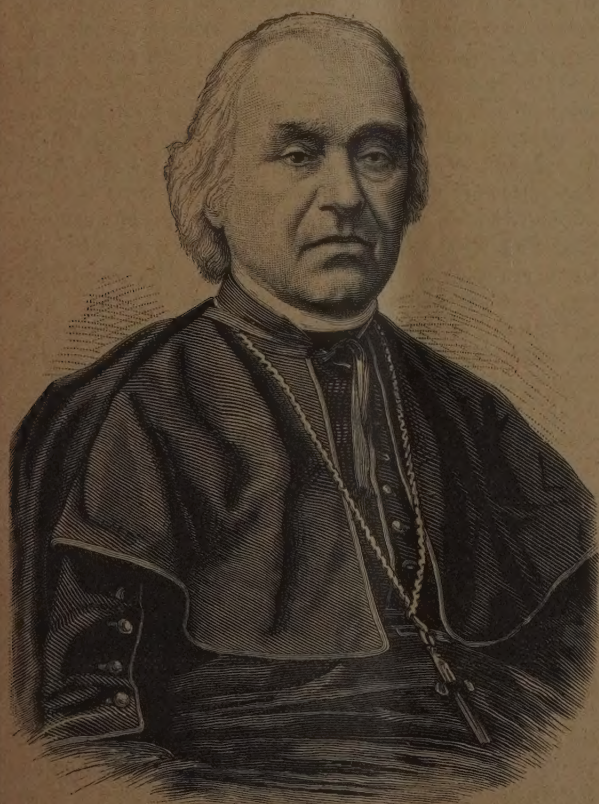




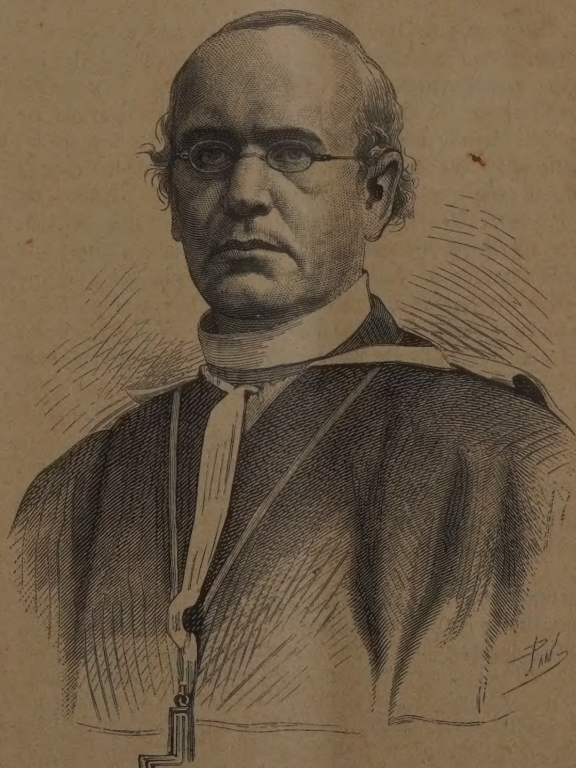
Msgr. Purcell, Erzbischof von Cincinnati.



Msgr. Wood, Erzbischof von Philadelphia.



Msgr. Blanchet, Erzbischof von Oregon.



Msgr. Lynch, Bischof von Charleston.



ihm nur einen Coadjutor in der Person des ehemaligen Bischofs von Natchez. Bald übertrug Msgr. Purcell diesem gänzlich die Leitung der Diözese und zog sich in ein Ursulinenkloster zurück, das ihm seine Gründung verdankte. Dort erfolgte nach drei Jahren auch sein Tod.

Es war ihm noch vergönnt gewesen, am 21. Mai sein fünfzigjähriges Priesterjubiläum zu feiern. Man hoffte, der ehrwürdige Greis werde auch noch den fünfzigsten Jahrestag seiner bischöflichen Weihe erleben, und gedachte dieß Freudenfest mit allem Glanze zu begehen. Die Hoffnungen sollten sich nicht erfüllen. Genau 100 Tage vor dem 26. October rief Gott ihn zur ewigen Festfeier ab.

Am gleichen Tage mit seinem ältesten Bischof verlor Amerika einen seiner jüngsten Oberhirten. Msgr. **Mac Mullen**, erster Bischof der jungen Diözese Davenport, zählte gerade so viele Lebensjahre, als Msgr. Purcell Jahre im bischöflichen Amte. Er wurde nämlich geboren am 8. März 1833, an demselben Tage, an welchem Msgr. Purcell bereits als Bischof präconisirt wurde. Wie der Erzbischof von Cincinnati, war auch Msgr. Mac Mullen von Geburt Irländer, verließ aber schon im vierten Lebensjahre die Heimathinsel, als die Eltern nach Amerika auswanderten. Die Studien machte er im Collegium der Propaganda zu Rom, von wo er als Priester und Doctor der

Theologie im Jahre 1858 nach Amerika zurückkehrte. Nachdem er verschiedene Stellen bekleidet hatte, wurde er Dombenchant und Generalvikar des Bischofs von Chicago und nach dessen Tod im Jahre 1879 Verwalter des Bisthums. Am 14. Juni bestimmte ihn der Papst zum Bischof der neu errichteten Diözese Davenport. Zur Entfaltung einer großartigen Thätigkeit war die Zeit ihm nicht gegönnt, indeß erwarb er sich die allgemeine Liebe und Achtung, wie die Trauer bezeugte, mit welcher die Nachricht von seinem Tode von Allen aufgenommen wurde.

New-Orleans hatte im Laufe des Jahres 1883 schon den Bischof von Mobile sterben sehen, am 27. December desselben Jahres erlebte die Stadt auch den Tod ihres eigenen 78jährigen Hirten, **Napoleon Joseph Berché**. Er war geboren am 10. Januar 1805 zu Angers in Frankreich. Als Priester kam er im Jahre 1836 nach Amerika und war zunächst vier Jahre lang in Portland thätig. Als er einmal nach New-Orleans gekommen war, um dort zu predigen, behielt ihn Msgr. Blanc zurück und ernannte ihn zum Rector des Ursulinenklosters. In dieser Stellung war er als Schriftsteller und Prediger thätig, bis er im Mai 1870 den erzbischöflichen Stuhl von New-Orleans bestieg. Schon im Jahre 1879 machte das hohe Alter des Erzbischofs die Wahl eines Coadjutors nothwendig, der ihm in der Person Msgr. Leray's gegeben wurde.

## Am Niger.

(Reisekizzen des P. Holley, Obern der Mission von Abeokuta. — Fortsetzung.)

### 3. Egga und Vida.

Auf dem linken Ufer des Vinus zählten wir drei oder vier Dörfer. Das bedeutendste ist Obere, welches Lakobja fast gerade gegenüberliegt. Bei unserer Ankunft an diesem Orte fanden wir in den Handelsniederlassungen als Hauptartikel der Ausfuhr Palmöl und Mandeln. Am obern Niger tritt an die Stelle dieser Waaren die Frucht des Butterbaumes<sup>1</sup>, welche so groß ist wie eine Orange; man bereitet aus derselben ein weißes Fett, die sogen. vegetabilische Butter. Auch Pottasche wird am obern Niger eingekauft und am untern Niger als Tauschwaare gegen Palmöl u. s. w. verwendet.

Ein Fieberanfall zwang mich, die Cabine zu hüten. Den Tag über war die Hitze unausstehlich; dagegen sind die Nächte fast winterlich kalt. Bei Lakobja hielten wir uns dießmal nicht auf. Eufufusu war unser nächstes Ziel, ein hübsches Dorf, wunderbar schön auf dem rechten Flußufer inmitten eines großen Palmenwaldes gelegen. Hinter der Faktorei erblickt man in etwas höherer Lage wohl 40 Häuser, hier und dort auf den Ausläufern des Berges überaus malerisch hingebaut. Im Hintergrunde erhebt sich der einsam stehende Berg, dessen schöne Formen einen ersten Abschluß der reizenden Landschaft bilden.

<sup>1</sup> Der Butterbaum (*Butyrospermum Parkii* oder *Pentadesma butyracea*), von den Eingebornen Kena genannt, trägt eine Frucht, aus deren kastanienartigem Kerne eine Fettsubstanz gekocht wird, welche in den Ländern des Niger, namentlich von den Haussa-Völkern ganz wie Butter benützt wird. Sie soll sogar viel besser als Kuhbutter sein, welche sich in jenen heißen Ländern nicht gut aufbewahren läßt, während die Pflanzenbutter auch ohne Salzzusatz sich das ganze Jahr hält, ohne ranzig zu werden. Noch verschiedene andere Pflanzen, so fast sämtliche Bassia-Arten, namentlich die pflaumenähnlichen Früchte der Seifengewächse, liefern Pflanzenbutter.

Aber nun wird der Fluß durch Sandbänke, die mit Schilf und Gras bewachsen sind, eingeengt. Bald fuhrn wir auf; nur mit der größten Mühe gelang es endlich, das Schiff wieder flott zu machen. Eine halbe Stunde vor dem Hafen von Egga rannten wir ein zweites Mal im Sande fest und dießmal so gründlich, daß der Dampfer trotz aller Versuche stecken blieb. Wir mußten in's Boot steigen und uns unter der glühendsten Sonnenhitze bis nach Egga rudern lassen.

Dort wurden wir von Capitän Mattei, dem französischen Consul am Niger, freundschaftlich empfangen. Obgleich derselbe, soeben von Vida zurückgekehrt, an einem heftigen Fieberanfall litt, bot er uns seine Gastfreundschaft an und stellte alle Leute der Faktorei zu unserer Verfügung. Egga ist ein Hauptort des Königreichs Tapa; er zerfällt eigentlich in drei Dörfer oder Stadtviertel; das eine ist die Residenz des Königs. Dieser Theil ist der bedeutendste und am wenigsten schmutzige. Ein Bach, zur Regenzeit ein Fluß, ist seine Grenze, während die beiden übrigen durch einen kaum gehbaren Weg getrennt werden. Egga ist schrecklich unreinlich. Die engen Gäßchen sind mit Unrath jeden Namens geradezu vollgepfropft. Man muß derartigen Schmutz und dabei die fühllose Gleichgiltigkeit der Muhammedaner gesehen haben, um die Nothwendigkeit der Wascheier, welche die einzigen Straßenreiniger sind, in diesen Ländern zu begreifen. Hier ist die eigentliche Heimath des Schmutzes. Zwar nimmt Jedermann täglich ein Bad, ja mehrere Bäder täglich; aber seine Kleider zu waschen, fällt keinem Menschen ein; man kehrt auch wohl das Haus; aber dafür ist die Gasse die allgemeine Dungsstätte; man stellt sich, als könne man einen Weissen, einen Christen nicht riechen, aber an einem verwesenden Pferde geht man vorüber, ohne auch nur die Nase zu rümpfen. Wanzen und Ungeziefer aller Art bevölkern zu Millionen diese Häuser; darüber verzieht keiner eine Miene. Was



diese Söhne des Propheten in Staunen setzt, ist unsere Verwunderung über derartige Zustände. Auf Prachtrossen sitzen zerlumpete Gestalten, und die Herren in Pantoffeln sind die frechten Bettler.

Egga ist auf drei niedrigen Hügeln erbaut; man sollte meinen, dieselben seien von Menschenhand aufgeschüttet, um der Nigerüberschwemmung in der Regenzeit zu entgehen. Wie am ganzen oberen Niger, haben die Häuser auch hier eine runde Form; man könnte sie für Thürmchen oder Taubenschläge halten. Sie liegen sehr nahe, zusammen, kaum durch zwei Schritte breite Gäßchen getrennt.

Kaufleute boten uns einheimische Kunstgegenstände an: Wasserkrüge, aus feinem Thon mit vollendeter Kunst geformt, türkische Säbel mit reichem Gehänge und in Leberscheiden, welche mit bunten Arabesken verziert sind; auf das Sorgfältigste gearbeitete Feldflaschen u. s. w. Wir kauften einige dieser Erzeugnisse des Kunstgewerbes am oberen Niger; dieselben würden jedem europäischen Museum zur Zierde gereichen.

Jetzt sollte der interessantere Theil unserer Reise beginnen. Herr Mattei schenkte uns jedem ein Messer, das uns in der Folge sehr nützlich war, und theilte seine Vorräthe mit uns. Da er den König von Bida kennt, gab er uns ferner an diesen Fürsten einen Empfehlungsbrief mit, welcher den günstigsten Einfluß auf seine Gesinnung hatte.

Und so gerüstet waren wir am 7. November früh morgens zur Abfahrt bereit; doch unser Steuermann war noch nicht da; erst um 8 Uhr konnten wir die Pirogue besteigen. Aber welch ein Fahrzeug und welche Schiffsmannschaft! Der Schiffer ist keiner der geschicktesten und sein Lehrling bildet abwechselnd die Zielscheibe seiner Späße und seines Gezanks. Eine Zeitlang ruderten wir den Niger aufwärts, bis zur Mündung des Bomangi, bogen dann in diesen schönen Nebenfluß ein und steuerten in nördlicher Richtung, gegen seine starke Strömung ankämpfend, denselben hinauf, bis wir das gleichnamige Dorf erreichten. Dasselbe ist gewissermaßen der Hafenort von Bida; es liegt auf dem rechten Ufer des Flusses und hat die höchste Lage der Ortschaften, welche wir bisher zu Gesicht bekamen; es ist nur drei Wegstunden von der Hauptstadt entfernt. Von der Höhe des Hügels, auf welchem Bomangi erbaut ist, hat man ein herrliches Panorama vor Augen: Die unabhsehbare Ebene, durch welche sich in großen Bogen der Fluß windet, und ganz in der Ferne einige vereinzelte Bergspitzen, die sich vom äußersten Horizonte abheben. Das Dorf ist klein und mag höchstens 200 Wohnungen zählen. Es ist aber der Stapelplatz für alles Holz, was in Bida verbraucht wird. Jeden Augenblick geht eine Karawane von Holzträgern nach der Hauptstadt, darunter sieht man kleine Mädchen und alte, kankende Neger-

weiber, die trotzdem noch eine Würde tragen, welche dem stärksten europäischen Reisenden zu schwer wäre.

Am Abende unserer Ankunft in Bomangi ließ uns der König, der über unsere Reise unterrichtet war, begrüßen und zwei Pferde nebst so vielen Trägern als nöthig anboten. Wir hatten ihm einen Brief in arabischer Sprache geschickt, in dem wir uns als französische „Maräbut“ einführten und ihm den Wunsch aussprachen, seine Hauptstadt zu sehen. Er erwartete uns. Mit dem Frührothe des nächsten Morgens waren die Trägerinnen zur Stelle. Die Packstücke wurden abgewogen und das Gewicht gleichmäßig vertheilt; so verging eine Stunde. Dann setzten sie sich im Sänsenmarsch in Bewegung, und auch wir schwangen uns in den Sattel und schlugen den Weg nach der Hauptstadt ein.

Die Sonne stieg am Horizonte empor. Bald mußte die Hitze auf der kahlen Ebene, welche wir zu durchziehen hatten, unerträglich werden. Nur selten spendet ein einsamer Baum etwas Schatten. Zu beiden Seiten des Pfades, der als Fußweg und Reitweg dient, befinden sich Pflanzungen von Sorgho, der eine fabelhafte Höhe erreicht, und von einer Hirseart, die von den Eingebornen Gero genannt wird. Von Bomangi nach Bida geht eine ununterbrochene Procession von Trägern beständig hin und her. Wir begegneten langen Reihen von Sklaven, welche Pottasche, schöne Thierfelle und unglaubliche Massen von Pflanzenbutter trugen. Als wir in Sicht der Stadt kamen, erblickten wir zahlreiche Heerden von Hornvieh und meistens weißen Schafen. Die Kühe und Stiere haben das Eigenthümliche, daß sie auf dem Rückgrate einen mit einem stark riechenden Fette angefüllten Höcker haben: mit diesem Fette parfümiren sich die Eingebornen in einer Weise, daß es europäischen Nasen ein Greuel ist. Da lag nun also die große Hauptstadt Bida auf dem Abhange eines Hügels vor uns. Sie bildet einen scharfen Gegensatz zu der kahlen Ebene. Aus der Ferne macht sie mit ihren Bäumen den Eindruck



Blätter und Frucht des Butterbaumes.

eines großen Gartens, in dem hier und dort zerstreut die Hütten der Einwohner liegen. Das Ganze ist von einer hohen Mauer und weitläufigen Bollwerken umschlossen, die wahrscheinlich zu ihrer Zeit sehr fest waren, deren schlecht angebrachte Zinnen aber jetzt den Einsturz drohen.

Es war 10 Uhr, als wir am Ostthore eintrafen. Nahe bei diesem Thore ist der lärmende Markt, wo die Sklaven, welche nach Bomangi gehen oder von dort kommen, Lebensmittel erhalten. Jeder Krämer schreit die Waaren in seiner eigenen Melodie aus; aber im Allgemeinen herrscht ein näselnder Ton vor. Während wir unseres Weges zogen, beobachteten wir die Bevölkerung; Gestalt und Gesichtszüge waren ganz verschieden von den Eingebornen, welche wir bisher getroffen hatten. Nach 20 Minuten ließ uns der Führer in ein großes



Haus eintreten; wir hatten mehrere Räume zu durchschreiten und standen endlich vor einem hochgewachsenen Muhammedaner, dessen milder Gesichtsausdruck und königliche Worte auffallen. Man sagte uns, das sei der Großceremonienmeister und Oberhofmeister des Königs Maliki. Er empfing uns sehr freundlich, bot uns den herzlichsten Willkomm von Seiten des Fürsten und versicherte uns, wir würden mit der Gastfreundschaft, die man uns bereite, zufrieden sein. Dann beurlaubte er sich, um für unsere Wohnung und Verpflegung zu sorgen; denn auch dieses Amt liegt ihm ob, weil er als Großalmosengeber für die Pilger und Reisenden zu sorgen hat.

Bald begaben wir uns zum Könige. Beim Eintritte in den Palast kamen wir in eine sehr große runde Halle, in

welcher Höslinge und Frauen auf Matten gelagert ruhten, wahrscheinlich das Dienstpersonal des Hofstaates. Dann durchschritten wir einen geräumigen, sehr reinlichen Hofraum, dessen Boden Versuche von Mosaikbildern zeigte, welche mit einheimischen und europäischen Topfscherben hergestellt waren. Nach einer zweiten runden Halle erreichten wir den Hof der Leibwache und endlich den sogen. Ehrenhof, in welchem sich der König befand. Maliki lag vor der Thüre seines Zimmers auf einer landesüblichen Matte nachlässig hingestreckt; die Hand ruhte auf einem mit Arabesken reich gestickten Kissen, den Fuß hatte er auf einen Schemel gesetzt, welchen ihm die französische Faktorei geschenkt hatte. Sonderbare Stellung eines Herrschers! aber ein arabischer Fürst sieht in derselben durchaus nichts



Weiber von Egga bei der Bereitung der vegetabilen Butter.

Ungeziemes. Maliki mag 40—45 Jahre alt sein; er ist wohlbeleibt, hat einen kahlgeschorenen Kopf und nur am Kinne eine spärliche Bartlocke. Bei unserm Eintritt erhob sich eine herkulische Gestalt, ich glaube der Kriegsminister, und räumte uns seinen Platz ein. Wir berührten leicht die Hand des Königs, wie es die Sitte will; dann ließ sein Mund alle Segenssprüche der Hausa-Sprache über uns regnen; es wollte gar kein Ende nehmen, und wir mußten bei all diesen Anrufungen des Himmels unzählige Male „Amen“ antworten. Nun übergab man während der Audienz unsern arabischen Empfehlungsbrief; er las ihn wieder und wieder; wenigstens schien er so zu thun, denn er heftete zwanzig lange Minuten sein Auge auf das Schriftstück. Endlich ließ er den Hoffschreiber kommen, und

dieser las den Inhalt desselben dem Könige, den Räten und Rätinnen mit halblauter Stimme vor. Der König schien sehr befriedigt; er versicherte uns wiederholt seines Wohlwollens, und als wir uns entfernten, erhielten wir einen Korb voll Hühner und zwei ungeheure Platten Brei mit einer landesüblichen Brühe. Um 1 Uhr entließ uns der König. Einige seiner Hofleute gaben uns das Geleit und halfen uns bei der Einrichtung des uns zugewiesenen Hauses. 20 Sklaven des Königs arbeiteten eine Stunde lang an einem Mattendache, das uns wohl gegen die Strahlen der Sonne, nicht aber gegen ihre Gluth beschützen konnte. Bei Tage erstickte man fast, während man bei Nacht froh.

(Schluß folgt.)



## Nachrichten aus den Missionen.

## China.

**Apost. Vikariat Kiang-nan.** Vom apostolischen Vikariate Tschekiang aus, von dessen Schicksalen unsere letzte Nummer erzählte, spielt die Verfolgung leider auch in die angrenzende Mission von Kiang-nan hinüber. P. Durandière S. J. erzählt in dem folgenden Briefe vom 18. October seine gewaltsame Vertreibung aus der Stadt Su-tschu, dem Mittelpunkt eines blühenden Missionsbezirkes, der 88 Kirchen, 10 771 Christen und 876 Katechumenen zählt.

„Am 10. October, dem Feste des hl. Franz Borgias, waren wir um 1 Uhr in meinem Zimmer versammelt, als plötzlich ein Mann die Thür aufstieß; ich erhob mich, um ihn zu

empfangen. Aber in einem Augenblick war das Haus von einer zahlreichen Menge besetzt, die in frecher Weise einbrang, ohne ein Wort zu sprechen. Einige davon gingen auf unser Zimmer los und traten ohne Rücksicht ein. „Kommen Sie,“ sagt mir P. Gain, „ich glaube, diese Leute wollen über ein Geschäft mit Ihnen sich besprechen.“ Ich lade sie ein, sich niederzulassen. Drei oder vier nehmen Platz, während die draußen Stehenden uns schweigend anschauen.

Raum hatten wir die üblichen Begrüßungen ausgetauscht, als einige Kerle die Thüren aus den Angeln hoben. Ich fragte ruhig nach dem Grund einer solchen Handlungsweise. Keine



Capitän Mattel, Consularagent am Niger.

Antwort; man machte ungestört weiter, ohne einen Laut von sich zu geben. Kein Zweifel, wir waren das Opfer eines Complots. P. Gain hatte denselben Eindruck; im Stillen faßten wir beide den Entschluß, alles zu leiden, was man über uns verhängen würde, ohne indeß die Anholbe durch irgend etwas noch mehr zu reizen.

Bald ging einer von jenen, die sich in unserm Zimmer niedergelegt hatten, auf eine Gruppe los und schrie der Menge zu: „Tschu“, d. h. „tödtet, schlage“. Sofort stürzten zwei oder drei von den Banditen in's Zimmer und in die beiden Räume nebenan, warfen Alles über den Haufen und zerschlugen Alles. Ich wollte jetzt zum Mandarin gehen und um Schutz bitten, aber an der Hausthür wurde ich aufgehalten. Ein langer Kerl, eine wahre Galtengestalt, riß mir da die Brille ab, und

ich sah fast nichts mehr! Nach einigen Minuten packte mich ein Schlingel, der sich beim Zerschlagen der Möbel an der Hand verletzt hatte. Der Mensch zerrie mich voran vor das Haus, während Andere mich von hinten stießen. Ich bemerkte ruhig, man brauche mich nicht mit Gewalt voranzuschleppen, ich würde schon von selbst gehen, wohin man mich führe. Daraufhin ließ man mich los, ohne jedoch eine Antwort zu geben.

P. Gain befand sich unterdessen mitten unter Trümmern von Kisten, Büchern, Bildern u. s. w. Gerade bückte er sich, um das Crucifix aufzuheben, welches ein Lagenichts sammt Brevier und Rosenkranz unter das Bett geworfen hatte. Da fühlte er sich von hinten gepackt und mit Gewalt fortgeschleppt. Er glaubte seine letzte Stunde gekommen und opferte sein



Leben unserm Herrn auf. Aber in der Mitte des Hofes ließ man ihn wieder frei. „Gehen wir zum Mandarin!“ sagte ich ihm. „Ich dachte schon daran,“ antwortete er, „aber der Weg ist nicht frei.“ Wir überlegten einen Augenblick; dann ging ich auf die Katechisten zu, die traurig und niedergeschlagen in einem Winkel standen, und fragte sie, ob man ihnen ein Leid zugefügt habe. „Nein,“ antworteten sie, „aber wir begreifen nichts von allem, was hier vor sich geht.“ Alles war unter Schweigen vollzogen worden, aber gerade dieß war für uns ein Grund, zu fürchten. Man hätte glauben sollen, Beamte vollzogen in öffentlichem Auftrag ihre Amtshandlungen; es fehlte dazu nichts, als die Zeichen der Ermächtigung von Seiten des Mandarins.

Als P. Gain zu mir in den Hof hinaus geschleppt war, rief man: „Zum Ostthor! hinaus aus der Stadt!“

P. Gain hatte die Kopfbedeckung und einen Schuh verloren. Geleitet von einer drohenden und doch verhältnismäßig ruhigen Menge, mußten wir den Weg zum Ostthore einschlagen. Ich dachte, man wolle uns an einen einsamen Ort vor die Stadt führen, um uns zu tödten. Einem der Katechisten schien es auch so, und in der That sah man Kinder sich mit Steinen bewaffnen. Wir suchten uns gegenseitig durch Worte der heiligen Schrift zu stärken und zu einem großherzigen und freudigen Opfer zu ermutigen. Ich bat P. Gain, mir beim Herannahen der Todesgefahr die sacramentale Losprechung zu erteilen, und versprach, ihm den gleichen Dienst zu leisten.

Wir durchschritten das Thor der innern Stadtmauer, die Volksmenge begleitete uns noch immer. Die Verfolger bezeichneten uns klar genug den Weg, den wir einzuschlagen hatten; keine Möglichkeit, davon abzuweichen. Als wir die äußere Stadtmauer und den alten Uferdamm des Kaiserkanals hinter uns hatten, sahen wir uns nur noch in Gesellschaft der eigentlichen Vollstrecker der Befehle unserer Feinde. Endlich blieben wir ganz allein auf freiem Felde, am Fuße der Hügel, welche die Stadt im Osten umschließen. Nur zwei Katechisten und zwei von unsern heidnischen Freunden befanden sich noch bei uns. Was jetzt thun? wohin uns wenden? Wir waren ohne Kleidung, ohne Geld; Alles hatte man uns gestohlen, nicht einmal das Brodier konnten wir retten. Man brachte uns die Nachricht, daß unsere Kleider, Schränke, Betten in weniger als zwei Stunden bis auf den letzten Rest von Opiumrauchern und schlechten Weibspersonen unseres Stadtviertels weggeschleppt worden waren.

Am meisten beunruhigte uns der Gedanke an zwei Katechisten, die wegen Krankheit zurückbleiben mußten, und zwar einer von ihnen wegen schwerer Krankheit. Wir schickten also die beiden Katechisten, die uns begleitet hatten, sammt den beiden Heiden zurück, um ihnen beizustehen. Sie hatten kaum das Stadthor wieder erreicht, als sie den Tschehien (Unter-Mandarin) trafen, der sich den Anschein gab, als wolle er uns vor die Stadt nachfolgen, um zu sehen, was uns geschehe. Als er den Katechisten sah, kehrte er mit demselben zu unserm Haus zurück. Als er Alles rein ausgeplündert sah, stieß er einige affectirte Jammerrufe aus und vergoß Krokodilstränen. „Fliehen Sie schnell,“ sagte er zum Katechisten, „ich kann Sie nicht schützen; der Tsi-pu wird das Haus schon bewachen.“

Nach einem langen Marsch durch die Ebene fanden wir endlich, 18 Li von der Stadt, zwischen zwei Bergen eine elende Herberge, einen wahren Stall, mit einer unverschießbaren Öffnung von 8–10 Fuß Breite. Das Wetter war kalt und regnerisch und unsere Kleidung sehr leicht, aber trotzdem mußten

wir dort die erste Nacht auf ein wenig Stroh zubringen, das wir noch theuer hatten kaufen müssen. Einer von den Katechisten hatte glücklich einiges Geld gerettet, aber wir waren acht Personen; „was war das für so viele?“

Am folgenden Tag that ich mein Möglichstes, um mir Gehör bei den Behörden zu verschaffen. Vergebliche Mühe! Vom Tao-tai, der sich abwesend melden ließ, angefangen bis zum Tschehien, wurde ich überall abgewiesen; man gab mir zu verstehen, daß man sich höchstens noch mit uns beschäftigen werde, um uns zurückzuschicken. Indes verstand sich ein Regierungsbeamter dazu, uns 6000 Sapelen (36 Mark) zu leihen; diese Summe sollte genügen für acht Personen und eine Reise von 300–400 Li auf Wegen, die seit fast zehn Tagen vom Regen auf's übelste zugerichtet waren.

Indes wir konnten nicht mehr daran denken, unter den Mauern von Su-tschu zu bleiben, wir mußten sofort wieder nach U-ho zurück, wenn wir der Kälte und dem Hunger entfliehen wollten. Nach einem Aufenthalt von zwei Tagen und drei Nächten in unserer armen Herberge verließen wir das Land und kamen glücklich in U-ho an.“

Aus der blühenden Mission Kiang-nan erhalten wir für das Jahr 1883/84 folgende statistische Angaben: Das Vikariat zählt 102 306 Katholiken und 2834 Katechumenen. Unter diesen arbeiten 73 europäische Missionäre (Jesuiten) und 28 eingeborne Priester; das Priesterseminar zählt 58 Bglinge. Die ganze Mission zerfällt in 13 Sectionen und 58 Distrikte mit zusammen 613 Christengemeinden. In 730 Schulen unterrichten 840 Lehrer und Lehrerinnen 11 100 Kinder (7400 Knaben und 3700 Mädchen). Die Mission hat 558 Kirchen und 65 Privatkapellen. Im letzten Jahre wurden 1228 erwachsene Heiden und etwa 22 000 sterbende Heidenkinder getauft. Die Mission hat in Hong-tseu, Lao-bang und Ton-la-tu große Spitäler. In Sifawei (bei Schanghai) befindet sich ein berühmtes magnetisches und meteorologisches Observatorium, welches durch einen Telegraph mit Schanghai verbunden ist. Die Patres haben daselbst ferner ein bedeutendes naturgeschichtliches Museum und drucken eine chinesische Zeitung, welche wöchentlich zweimal erscheint. Soeben wurde eine Schrift P. Zottoli's S. J., welcher seit 37 Jahren in der Mission von Kiang-nan wirkt, mit dem Titel *Cursus litteraturae sinicae* (chinesische Literaturgeschichte) von der französischen Akademie preisgekrönt.

**Apostolisches Vikariat Ost-Supe.** Aus einem Briefe des hochw. P. Capistran O. S. F., eines Paderborners, der zu Ende des letzten Jahres in die Franziskanermissionen von China abreiste, erfahren wir, daß leider auch in der Provinz Supe der französische Krieg Verfolgungen verursacht und noch Schlimmeres gewärtigen läßt.

„Nach sechsmonatlicher Reise traf ich am 2. October (1884) glücklich und in bester Gesundheit in Hankou, dem Mittelpunkt unserer hiesigen Missionen, ein, schon seit lange sehnlich erwartet und freudig begrüßt von meinem lieben leiblichen Bruder P. Remigius. Er mußte aber rasch wieder auf seinen Missionsposten zurückkehren, weil plötzlich die traurige Kunde kam, daß in drei von ihm versehenen Gemeinden die Heiden während seiner Abwesenheit ohne jeglichen Grund über die Christen hergefallen seien, dieselben unbarmherzig mißhandelt, zum Abfall vom Glauben aufgefordert, ihr Eigenthum zerstört und sie von Haus und Hof verjagt hätten. P. Remigius hat die Angelegenheit untersucht und Klage beim Mandarin erhoben, der aber sich wenig daraus zu machen scheint. Ueberhaupt beginnt es anläßlich des Krieges immer mehr sich unter den Chinesen zu regen; die Stimmung gegen die Missionäre und Christen wird täglich gereizter. Nicht nur in Canton, sondern



auch in Süd-Kiangsi, sowie in Sutschuen, wo sich die Missionäre in die Regierungsgebäude flüchten mußten, ist die Verfolgung ausgebrochen. Während man früher unbelästigt die Straßen der Stadt durchwandern konnte, muß man jetzt bei jedem Schritt von allen Seiten den Gruß 'europäischer Teufel' und ähnliche Liebenswürdigkeiten hören. Besonders freigebig mit diesem Grusse sind die Herren Chinesen, wenn Berichte über neue Gefechte eintreffen. Natürlich haben die Popträger, die ihre Soldaten gerne mit Tigern und Löwen, die Franzosen aber mit Hunden und Ungeziefer vergleichen, immer die herrlichsten Siege zu verzeichnen, während die Franzosen ganz erbärmlich zusammengehauen wurden, so daß man eigentlich glauben mußte, das Volk der Franzosen sei mit Stumpf und Stiel vom Erdboden ausgerottet. Als Beispiel möge der chinesische Bericht über die Schlacht bei Keelung (im Norden der Insel Formosa) hier Platz finden. Die chinesischen Blätter berichteten über eine vernichtende Niederlage der Franzosen. Es seien von den Chinesen nur 10 000 Franzosen in Stücke gehauen worden — Weiber und Kinder nicht gerechnet. Zwei chinesische Kanonenboote schossen 20 Panzerfregatten der Feinde in den Grund; der französische Admiral ist gefangen und geköpft u. s. w. Dennoch haben diese Siegesberichte der Chinesen ihr Gutes. Da sie dem Volke den wahren Thatbestand verheimlichen, schüren sie wenigstens den Haß gegen die Europäer nicht, der hoch auslobern würde, wenn es die Wahrheit erfähre.

Wehe uns, wehe den Missionen, sobald der Kriegsschauplatz nach dem Innern China's verlegt wird! Es bedarf nur eines Funkens, und das ganze Land steht in Feuer und Flammen. Weiterverzweigte Verschwörungen, die den gänzlichen Umsturz alles Bestehenden bezwecken, sollen über ganz China verbreitet sein. Im vorigen Jahre noch wurde eine derartige Verschwörung in dem Hankau gegenüberliegenden und durch den Yangtschikiang von ihm getrennten Wutschang<sup>1</sup> entdeckt, welche die von drei Millionen bewohnte Drillingsstadt Hankau, Wutschang und Tschangiang einäschern wollte. (Man sieht, China hat auch seine Anarchisten.) Just zwei Stunden vor der Ausführung dieses Planes wurde die Verschwörung entdeckt. Die Mandarine machten wenig Federlesens; mehr als hundert Verschwörer wurden geköpft, darunter hochgestellte Persönlichkeiten, Bonzen, Männer und Weiber, und ihre bluttriefenden Köpfe zum abschreckenden Beispiele auf der Stadtmauer aufgesteckt. Man ist aber nicht immer so glücklich, den Verschwörungen zuvorzukommen; oft vergehen Jahre, bis es gelingt, einen Aufstand zu unterdrücken, von dem man in Europa nicht einmal Kunde erhält. Noch vor zwei Jahren lief unser P. Athanasius auf seiner Reise nach Schensi Gefahr, einem wohlorganisirten Rebellenheere in die Hände zu fallen, das in Nordwest-Hupe sein Unwesen trieb, Allen, denen es habhaft wurde, die Hälse abschnitt und ganze Dörfer und Städte einäscherte. — Auch die Flugpiraten auf dem Yangtschikiang und Hungking-See<sup>2</sup>, welche ich nächstens auf meiner Reise nach Hunan passieren muß, erheben täglich Kühner ihr Haupt. Mein Bischof, Msgr. Semprini, ist sehr besorgt. Die Führer, die uns nach Hangtschufu, dem Wohnorte unseres Bischofs, bringen sollen, sind noch immer nicht eingetroffen. Das entsetzliche Wetter und der heftige Nordwind mag schuld sein. Inzwischen lerne

ich Chinesisch. Zur etwaigen Mundübung nicht nur für einen Westphalen notire ich folgendes Beispiel: tschü-oeschien schü-pä tschü-schi-tschin, was 9999 bedeutet. Ich bitte, das dreimal hintereinander rasch auszusprechen!

Vor etwa 14 Tagen wurde in Wutschang eine Frau hingerichtet, welche der Vergiftung ihres Mannes beschuldigt und überführt war, d. h. sie hatte auf der Folter ein Geständniß abgelegt. Vor einer großen Volksmenge ging die Hinrichtung vor sich. Zuerst schnitten chinesische Henker der Unglücklichen, die an einen Pfahl gebunden war, die Augenbrauen ab, hierauf die Augenlider, Ohren, Nase, beide Lippen u. s. w. — Alles langsam und in bestimmten Zwischenräumen. Das Geschrei der Erbarmungswürdigen soll schauerlich gewesen sein. Schließlich stießen die Unmenschen ihr nach Stundenlanger Qual einen glühenden Dolch durch den Unterleib — bei lautem Gejohle der Henker und aller Zuschauer! Lachend zerstreute sich die Menge. Der Kopf der Hingerichteten prangte eine Stunde später auf der Stadtmauer.<sup>3</sup>

Msgr. Chausse, der apostolische Vikar von Kuangtung, sendet wieder neue Nachrichten über die Verfolgung in seinem so schwer geprägten Vikariat. Die Zahl der beraubten und mißhandelten Christenfamilien gibt er auf 3000 an, zollt aber der Standhaftigkeit seiner Neubelehrten alles Lob. „Trotz Ausplünderung, Mißhandlung und der äußersten Dürftigkeit, welcher sie verfallen waren, haben sie der ersten Christen würdige Antworten gegeben, wenn man zu ihnen sprach: 'Fallet ab vom Glauben, und man wird euch in Frieden lassen.' Trotz des Schreckensregimentes, das überall herrschte, haben sie wie aus Einem Munde erwidert: 'Es ist uns besser, zu sterben', und Tausende haben mit Weib und Kind ihr Heimathdorf verlassen, weil sie lieber Verbannung und Elend dulden, als ihren Glauben auch nur der Gefahr der Verläugnung aussetzen wollten.“

Neue Einzelheiten über die Verfolgung werden uns dann aus dem östlichen Theil des Vikariats erzählt.

„Im Osten der Provinz, wo unsere schönsten Christengemeinden sich befinden, waren Anfangs die Schläge der Verfolgung weniger heftig. Die Mandarine wagten, wie es schien, nur mit Vorsicht, unter diesem kräftigen und glaubenseifrigen Vergewalt aufzutreten. So wurden also die Kapellen nicht versiegelt und die Heiden machten gemeinsame Sache mit den Christen, um alle Unruhen im Keime zu ersticken. Die Missionsbezirke von P. Laurent und P. Verchère waren fast von jeder Belästigung verschont geblieben.“

Diese Ruhe sollte indeß nicht lange dauern; der böse Feind wachte und bereitete sich zum Angriff. Ein Complot ward im Finstern gegen die Christen geschmiedet und Alles so angelegt, daß die Schuld der Unruhen auf die Christen fiel. Sie hätten, hieß es, einen Massenaufstand zu Gunsten der Franzosen geplant, Kanonen, Flinten, Waffen aller Art würden in unterirdischen Verstecken bereit gehalten, und man warte nur noch auf einen günstigen Augenblick zum Losschlagen. Das alles wurde in einer geheimen Anklageschrift an den Vicekönig berichtet und darin die vornehmsten Christen mit ihren genauen Namen als die Räubersführer bezeichnet. Drei Missionäre, hieß es weiter, hielten sich im Lande verborgen, um sich im günstigen Augenblick an die Spitze des Aufstandes zu stellen. Bei so klaren und genauen Angaben gerieth der Vicekönig in Schrecken und schickte sofort einen Abgesandten mit unbefchränkten Vollmachten. Die Militärbehörde erhielt Anweisung, unverzüglich in den bezeichneten Distrikt einzurücken.

<sup>1</sup> Vgl. Abbildung 1884 S. 148.

<sup>2</sup> Vgl. den Missionsatlas Karte 8.



Zum Glück lebte nicht weit von dort ein Untermandarin, auf dessen Wachsamkeit das wirkliche Bestehen der Verschwörung ein schlechtes Licht geworfen hätte. Eine Rebellion wäre unter seinen Augen geplant worden und er hätte nichts davon gewußt? Die Sache war bedenklieh, sein Mandarinenknopf und seine Stellung waren in Gefahr. Er ließ also die Christen kommen, die er schon seit langem kannte, und stellte ein Verhör mit ihnen an. Natürlich wiesen diese mit Entrüstung solche Verdächtigungen von sich, und der Mandarin meldete daraufhin dem Vicelkönig, die Anklageschrift sei eine Lüge.

Indes die Befehle waren bereits gegeben; dreihundert Soldaten rückten schon in Eilmärschen heran, besetzten die Gegend und hausteten dabelst, wie ein Heuschreckenzug, der über ein grünes Saatsfeld hergefallen ist. Die Kapelle des P. Verchère

erhielt den ersten Besuch; sie wurde, wie üblich, geplündert und dann das Amtssiegel angelegt. Die Thüren der Christenhäuser wurden erbrochen, die Heiligenbilder zerrissen, die Möbel zertrümmert. In Nopo, wo P. Laurent Pfarrer von 1500 bis 2000 Gläubigen ist und etwa drei Kapellen besitzt, hatte der Mandarin befohlen, 18 Kapellen zu schließen. Aber wo diese Anzahl denn finden? werden Sie fragen. O für einen Chinesen ist das eine Kleinigkeit. Der Befehl ist ausgeführt, die 18 Kapellen sind mit Beschlag belegt. Der Mandarin hat einfach die Christen aus ihren Häusern verjagt und sein rothes Siegelpapier auf die Hausthür geklebt. 'Aber das sind ja unsere Häuser,' sagten die Christen, 'wir haben kein anderes Unterkommen.' — 'Was soll das?' war die Antwort, 'betet ihr vielleicht nicht in diesen Häusern? Folglich sind es auch Bethäuser, ich muß das Siegel anlegen.' Und damit waren unsere Neophyten auf die Straße geworfen und gezwungen, anderswo eine Zuflucht zu suchen!

Die schlimmste Folge des Durchmarsches der Soldaten ist übrigens die allgemeine Aufregung gegen die Christen. Seitdem sind bereits mehr als 20 Familien aus ihren Häusern vertrieben worden, und die Heiden drängen überall zum Abfall. Welche Aussichten für die Zukunft! Und gerade jene Gemeinden waren in so blühendem Zustand!

Nicht weit von Nopo, in Lok-song befand sich der Mittelpunkt der vorgeblichen Rebellion. P. Teurtre schreibt mir von dort wie folgt:

Die Plünderungen dauern noch immer fort, heute sind schon 150 Familien an den Bettelstab gebracht. Viele Christen haben ihr Dorf verlassen, andere sind gänzlich außer Landes gezogen. Viele, welche aus Furcht vor den Heiden nicht wagen,

ihr Versteck zu verlassen, werden vielleicht Opfer des Hungertodes werden, denn in vielen Orten wagten die Christen nicht, ihren Reis einzuernten, und die Heiden haben ihn statt ihrer abgeschnitten.

In Sin-Tien, wo ich eine kleine Kapelle hatte, fielen die Chinesen unter tausend Verwünschungen gegen unsere heilige Religion über die Christenwohnungen her, und was nicht fortgeschleppt werden konnte, wurde zerschlagen. In einem Zimmer befand sich eine arme Christenfrau mit ihrem 3—4 Tage alten Säugling an der Brust. Die Ungeheuer rissen das Kind aus den Armen der Mutter und schleuderten es gewaltsam gegen den Boden. Der arme Kleine ist darüber gestorben; nun wohl, dafür ist ein Engel mehr im Himmel.

An einem andern Ort versammelten sich die Heiden zu einem Angriff auf das Dorf Napu; aber da die Christen in der Überzahl waren, so wagte man nicht, es auf eine Niederlage ankommen zu lassen. Statt dessen zogen sie in der Nacht in's Gebirge, wo ganz einsam ein armer Köhler wohnt, der sich ihren ganz besondern Haß zugezogen hatte. Als der Unglückliche den Lärm der Herankommenden hörte, stand er auf und trat aus seiner Hütte. Sofort wird er ergriffen und geknebelt, dann schlägt Alles um die Wette auf ihn los. Als er das Bewußtsein verloren hat, will einer der Henker ihm noch mit seiner Lanze den Todesstoß geben, indes die andern halten ihn zurück, weil sie den Tod schon eingetreten glauben, und Alle ziehen wieder heim, als ob sie eine Heldenthat verrichtet hätten. Der brave Christ war wie zermalmt von den Schlägen, Arme und Beine waren gebrochen, der ganze Körper wundgeschlagen.

Nach Tai-hai-Tsia sind die Mandarine sechsmal gekommen und haben sechsmal die Neubefehle zum Abfall von der Religion der Franzosen gedrängt. Gott sei Dank hat kein

einzig sich verführen lassen, alle sind standhaft im Glauben geblieben. — Eines Tages kamen mehrere Mandarine und wollten in der Kapelle ihren Aufenthalt nehmen, da mein Zimmer ihnen nicht bequem genug schien. Einer der Christen bat sie, davon abzustehen, denn dieß sei der zum Gebet bestimmte Ort. 'Ich bin Mandarin,' antwortete einer der Angeredeten, 'ich trete ein, wenn's mir gefällt.' Alle drangen hinein, machten sich lustig über die Bilder und Inschriften und dann begann das Verhör. 'Du da, wer bist du?' — 'Ich bin Chineser, wie Ew. Hoheit auch.' — 'Du bist Christ.' — 'Ja, das bin ich.' — 'Du willst dich empören gegen den Kaiser und den Franzosen zu Hilfe kommen.' — 'Ew. Hoheit weiß, daß dem nicht so ist.' — 'Ihr seid alle beim Vicelkönig



Chinesischer Mandarin.



angeklagt, und ihr wißt, daß ich euch verurtheilen kann.' — 'Ew. Hoheit thue nach ihrem Gefallen, aber wir sind unschuldig.' — 'Ich habe erfahren, daß ihr euch über den Sieg der Teufel des Westens freuen würdet, und das ist schon ein Verbrechen gegen das Reich.' — 'Ew. Hoheit sind übel berichtigt, wir sind Chinesen und wünschen unserm Vaterlande alles Gute.' — 'Ihr müßt die Religion der Fremden abschwören und zur Religion des Kaiserreichs zurückkehren, sonst wehe euch!' — 'Ew. Hoheit verfahre nach Belieben, aber ich wünsche bei meiner Religion zu bleiben.'

Auf diese Versicherung hin geriethen die Mandarine in Wuth und ergossen sich in Schmähreden gegen die Religion, die Franzosen, die Christen. Der Schullehrer, aus dessen Mund ich die Berichte über dergleichen Verhöre habe, meinte, die Mandarine hätten gleich wüthenden Tigern sich benommen.

So lauten die Berichte aus jener noch vor Kurzem so glücklichen Gegend. Die Mandarine haben freilich nicht gewagt, unsere Neophyten einzulernen; aber was noch schlimmer ist, sie haben eine solche Stimmung gegen uns hervorgerufen, daß die Heiden jetzt meinen, als gute Patrioten die Christen verfolgen zu müssen.

Mehr als die Hälfte unserer Dörfer sind jetzt zerstört und jeder Tag fügt noch Ruinen hinzu. Bisher konnten wir nur den flüchtigen Christen in Hongkong und Macao Unterstützung angedeihen lassen. Aber wieviel Elend herrscht nicht im Innern des Landes, bis wohin unsere Macht nicht reicht, und wie Viele werden vielleicht während des Winters vor Hunger umkommen!

Unsere eingebornen Priester können ihre Thätigkeit in den verfolgten Provinzen wieder beginnen, was im September und October in der Umgebung von Canton unmöglich war. Die PP. Vernon, Ferrand, Morel

sind in den innern Provinzen verblieben und befinden sich wohl. Ich hoffe, daß sie nichts zu fürchten haben. P. Ferrand ist indeß nicht ohne Besorgniß."

In Folge der Unruhen in **Swei-tschuen** hat endlich die Regierung Schritte zur Herstellung des Friedens gethan. Nur scheint sie als die Unruhefister nicht die Angreifer, sondern die Angegriffenen zu betrachten. Denn sie sucht künftigen Ausschreitungen vorzubeugen durch Beschränkung der Christen und Ausweisung der Missionäre. In der That droht ein Edikt des Gouverneurs vom 21. November allen Gemeinden von Swei-tschuen ihre Hirten zu entreißen. "In den Bezirken, wo die Kirchen noch nicht geplündert sind," so heißt es in dem Altkaiser, "müssen die Missionäre sich in die Hauptstadt verfügen oder auch in eine andere Provinz, wenn sie das vorziehen. Wo sie eine Kirche oder einen andern Ort bewohnen, in dem reli-

giöse Feierlichkeiten vorgenommen werden, müssen die genannten Missionäre in Zukunft diese Feierlichkeiten privatim für sich begeben. Auch die andern Christen sind für dergleichen Übungen auf ihre Häuser zu beschränken. Es ist ihnen nicht mehr erlaubt, sich in größerer Anzahl zu versammeln oder die Kirche zu besuchen, weil sonst Unruhen entstehen könnten. . . . An den Kirchen, welche schon ausgeplündert sind, hat der Ortsmandarin Wachen aufzustellen, um Heiden und Christen den Eintritt zu wehren. Die Missionäre müssen sich zeitweilig zurückziehen und dürfen die Kirchen nicht betreten, damit nicht von Neuem Unruhen ausbrechen. Wenn Missionäre und Christen aus Mangel an Einsicht und Klugheit unsern Befehlen nicht gehorchen wollen und deshalb geschehen sollte, was wir nicht beabsichtigen, so kann der Ortsmandarin nicht dafür verantwortlich gemacht werden, sondern alle Schuld wird den Missionären und Christen beigemessen werden. . . ."

Man fürchtet sehr, daß dieses Decret nicht nur in Swei-tschuen, sondern auch in Yunnan, Tibet, Sutschuen zur Ausführung kommt. In der That scheint es in **Yunnan** nicht mehr bei den bloßen Drohungen bleiben zu sollen, welche man dort schon lange gegen das Christenthum ausgesprochen hat. Im nördlichen Theile des Vicariates wenigstens wüthet die Verfolgung heftiger als in irgend einer andern Provinz Chinas. Die neuesten Berichte schätzen die Zahl der ermordeten Christen auf mehrere Hundert. Näheres wird unsre nächste Nummer bringen.

In **Tibet** spricht man von Plünderung und Zerstörung der Residenz des Mgr. Viet und von Vertreibung des Missionäre. Pao, der Obermandarin von Tsatschen, hat eine Proclamation erlassen, welche wegen des ungerechten Angriffs der Franzosen alle Angehörigen dieser Nation zu verjagen und zu mißhandeln erlaubt, wenn sie nicht höchst beschleunigt aufzutreten. Dieß Schriftstück ist in's Tibetanische übersetzt und an alle eingeborenen Behörden versandt worden. Die chinesischen Mandarine rathen deshalb den Missionären von Persalo und Bathang zur Flucht.

Die Nothlage, welche in **Sut-schuen** in Folge der Dürre eingetreten ist, und die Unterbrechung der Handelsverbindungen läßt auch dort Unruhen fürchten.

### West-Tongking.

Das Ausbleiben aller Nachrichten aus Tongking ließ uns hoffen, daß nach der langen Verfolgung die Ruhe wiederhergestellt sei und die Missionen sich langsam wieder von den harten Schlägen erholten. Zwei Briefe von Mgr. Puginier indeß benehmen uns diese Hoffnung. Sie zeigen uns nur erst recht die Größe der erlittenen Verluste, die augenblickliche traurige Lage der Christen und die noch trübere Aussicht in die Zukunft. Hören wir, was der Oberhirt am 9. November aus Ha-nol schreibt.

"Es sind jetzt gerade 10 lange Monate verflossen, seit 7 Missionäre, 1 eingeborener Priester, 200 Christen um's Leben



Chinesischer Schußer.



gekommen sind, seit 200 Christendörfer niedergebrannt oder ausgeplündert wurden, und das am hellen Tage und durch Mandarine, welche nach Befehlen ihrer Regierung handelten. Und trotz alledem ist bisher noch nichts geschehen zur Bestrafung der Übeltäter, nicht im geringsten Punkte hat man den Bebrückten zu ihrem Recht verholfen. Die Verluste der Mission belaufen sich auf wenigstens 200 000 Mark, die der Christen auf über eine Million, und ein großer Theil des geraubten Gutes befindet sich noch in den Händen unserer Feinde und sie erfreuen sich seines ungestörten Besizes.

Nach all den begangenen Greuelthaten erwartete das ganze Land, die auswärtigen Mächte rasch und kräftig einschreiten zu sehen. Die Mandarine, welche die Verbrechen ausgeführt, der Hof von Hue, der sie befohlen hatte, waren einen Augenblick erschreckt über die Größe ihrer Unthaten und die bedenklichen Folgen, welche sich für sie selbst daraus ergeben konnten.

Den Vorstellungen der europäischen Gesandten gegenüber suchten sie Anfangs die Größe des angerichteten Schadens herabzusetzen und versprachen, Allen ihr Recht werden zu lassen. Aber ihr Zweck war nur, Zeit zu gewinnen, die Sache in die Länge zu ziehen und in Vergessenheit gerathen zu lassen. Der erste Regent, der auch jetzt wiederum, wie schon früher im Jahre 1874 nach der Expedition des Herrn Garnier, Urheber der Morde und Plünderungen war, erinnert sich noch recht gut, wie er damals straflos durchkam und die französische Regierung so auf seine Seite zu ziehen vermochte, daß sie keinen Schadenersatz für die Verluste der Christen forderte. In der That hat er auch jetzt wieder nichts von all dem gehalten, was er den französischen Gesandten versprochen hat.

Man ist in Tongking sehr erstaunt über diese Lage der Dinge und glaubt, Frankreich werde uns im Stiche lassen. Unsere Feinde schöpfen aus ihrer Straflosigkeit wieder Muth und hören nicht auf, die Christen der zerstörten Gemeinden zu bedrängen. Heute zwingen Mörder von Priestern die wehrlosen Christen zur Unterzeichnung von Schriftstücken, welche sie von aller Schuld freisprechen. Morgen wiederum kommen die Plünderer und lassen sich Quittungen über die Wiedererstattung der geraubten Güter ausstellen, natürlich ohne in Wirklichkeit etwas herauszugeben. Alles das geschieht mit Wissen und Willen der Mandarine und unter dem Druck des Schreckens.

Gestern berichtete mir ein Brief, wie die annamitischen Behörden von Tanh-hoa die Christen zwingen, trotz ihres tiefen Elends auch noch Soldaten zu stellen und den gewöhnlichen Tribut zu zahlen. Und das geschieht jetzt, wo ein großer Theil von ihnen in Folge der Weheleien die Flucht ergriffen hatte und die Felder nicht bestellen konnte! Der Missionär des Bezirkes hat Einsprache erhoben, aber die Mandarine erklärten, die Christen weder von der Aushebung noch von den Abgaben ausnehmen zu können.

Eine der schlimmsten Wirkungen, welche die Straflosigkeit der Morde und Raubthaten in ihrem Gefolge hatte, ist die erneute Zerstörung mehrerer Christendörfer unter den Schan und Laos in der Provinz Tanh-hoa. Zwei Missionäre und 23 Katechisten sind dort schon letzten Januar ermordet worden, während die Christen mißhandelt und an den Bettelstab gebracht wurden. Da die Urheber der Verbrechen ungestraft blieben, so haben sie vor einigen Tagen gegen Ende October zum zweiten Mal mehrere Christendörfer verwüstet. Die unglücklichen Opfer der Verfolgung mußten aus ihren heimatlichen Bergen drei Tagereisen weit in die Ebenen herabsteigen, um

bei der Mission Hilfe zu suchen. Trotz meiner Armuth und den ohnehin schon außerordentlich hohen Ausgaben werde ich die Unglücklichen nicht verlassen. Ich habe ihnen schon einige Unterstützung gesandt, und einige Katechisten werden über sie wachen."

"Im Distrikt Sontay," so schreibt Mgr. Puginier kaum einen Monat später, am 5. December, "ist die vertriebene Gemeinde Songshai noch immer nicht in die Heimath zurückgekehrt. Der Pfarrer sammt den Katechisten und Seminaristen, die annamitischen Ordensschwestern und die Christen haben sich Hütten von Bambusrohr gebaut und sind auf denselben den Songka hinab bis Tuanhar gefahren. Unter dem Schutze einiger französischer Kanonenboote führen sie dort ein elendes Leben. Zur Nahrung haben sie nichts als Wurzeln, welche sie im Gebirge suchen.

Seit April ist es nunmehr schon das dritte Mal, daß diese unglücklichen Christen ihre Dörfer verlassen mußten, weil sie sonst in die Hände der Schwarzflaggen gefallen wären, welche das Land verheeren, die Häuser plündern und in Asche legen, die Bewohner tödten oder als Gefangene wegschleppen. Eine große Zahl von jungen Männern und Frauen ist in ihre Gewalt gerathen, und wir konnten sie noch nicht loskaufen oder sonst für ihre Freiheit sorgen. Diese armen Christen haben ihre ganze Habe eingebüßt und sind zudem ganz gebrochen durch die Entbehrungen und Leiden, welche sie jetzt schon seit acht Monaten erdulden. Um das Unglück voll zu machen, konnten sie im Herbst die Reisernte nicht einbringen und werden auch auf die eßbaren Früchte ihrer Wälder verzichten müssen, denn die Zeit der Ernte ist auch für diese schon fast vorüber. Zu verschiedenen Malen habe ich ihnen Unterstützungen zukommen lassen, aber so bedeutend letztere auch waren hinsichtlich meiner spärlichen Hilfsquellen, so konnten sie den Christen doch nur für zwei oder drei Tage eine geringe Erleichterung schaffen.

Kürzlich wurde Oberst Dugenne aus der Fremdenlegion vom kommandirenden General Brière de l'Isle mit 700 Mann gegen eine Bande von 2000 Schwarzflaggen gesandt; welche sich in mehreren Forts unterhalb Tuyen-Quang verschanzt hatten. Nach vierstündigem Kampf gab der Feind plötzlich seine Stellung auf und zog sich mit einem Verlust von 450—500 Mann zurück. Am folgenden Tag griff der Oberst eine andere Schaar von 800 Schwarzflaggen an, und diesmal entfloh der Feind ohne ernstlichen Widerstand. Die Chinesen zogen sich in die Wälder am Rothen Fluß zurück; aber die Pfarrei Songshai bleibt den Verheerungen dieser feindlichen Banden noch beständig ausgesetzt. Ich fürchte sehr, daß die Christen noch eine ziemliche Zeit ihre Dörfer meiden müssen.

Auch die Pfarrei Bau-No, ebenfalls im Distrikt von Sontay gelegen, hat viel von den Schwarzflaggen zu leiden gehabt. Viele Christen nämlich, die im Februar sich nach Sontay geflüchtet hatten, waren im Juni in ihre Heimathdörfer zurückgekehrt. Einige Tage verlebten sie dort ohne Unfall, aber die feindlichen Banden waren nicht so fern, als man gedacht hatte. Unversehens überfielen sie des Nachts die Dörfer, raubten was sie fanden, überraschten und tödteten eine große Menge von Einwohnern und schleppten einige Hundert Christen in die Gefangenschaft. Von den 2500 Christen der Pfarrei von Bau-No wurden zwei Drittel durch die Räuber geplündert und haben nunmehr auch die letzten Reste ihrer Habe verloren.

Du-Bo, eine Pfarrei desselben Distriktes, wurde ebenfalls zum Theil ausgeraubt. Der Pfarrer, dessen Verweilen im Dorfe den Schwarzflaggen verrathen worden war, mußte sich



flüchten und konnte bis jetzt noch nicht zurückkehren, denn im Dorfe wäre sein Leben in großer Gefahr. Er war bei seiner Vertreibung gerade mit dem Bau einiger Hütten beschäftigt, welche ihm als Kapelle und Wohnung dienen sollten, denn Alles war geraubt und in Asche gelegt worden.

In der Provinz Tanch-hoa irren die Christlichen Schau und Laos, deren Dörfer neulich zerstört wurden, noch immer in den Bergen umher, ohne zu wissen, wann sie einmal werden zurückkehren können. Die Herbsternste ist für sie verloren, und für lange Zeit werden sie allen Schrecken der Hungersnoth ausgesetzt sein. Nanh-ho und Keben in derselben Provinz Tanch-hoa haben seit ihrer vollständigen Zerstörung im Januar noch immerfort harte Prüfungen durchmachen müssen.

Wenn mich das leibliche Elend unserer armen Neophyten rührt, so schmerzt mich noch mehr ihre Verlassenheit in geistlicher Beziehung. Schon seit einem Jahr sind die beiden Distrikte der Schau und Laos und die beiden Provinzen Nanh-ho und Keben ihrer Hirten beraubt; denn sendete ich ihnen Priester, so würde ich diese bei den drohenden Gefahren der jetzigen Verhältnisse nur in den Tod schicken. Seit einem vollen Jahr sind also 8000 Neophyten ohne geistliche Hilfe und ohne die Tröstungen der Religion, die ihnen doch gerade jetzt nothwendiger wären als je.

Eben erhalte ich wieder Nachrichten, die mich von Neuem für die Schau- und Laosdistrikte und die Stationen in Tanch-hoa fürchten lassen. Ein Katechist, den ich unter der Hand zu den Opfern der Verfolgung gesandt hatte, erfuhr von einem Mitankstifter der früheren Mordthaten, daß man an die Erneuerung des Blutbades denke und daß diesmal sämtliche Christen des Landes verwiesen werden sollten.

Ein Haupturheber der letzten Verfolgungen, welcher aus Rücksicht auf die Europäer von seinem Posten war entfernt worden, soll wieder in seine Würde als Mandarin eingesetzt und mit der Leitung des Complots betraut worden sein. Der Katechist machte sich auf diese Mittheilungen hin heimlich davon, wurde aber auf dem Wege angehalten und ist nur durch einen besondern Schutz der Vorsehung dem Tode entronnen, denn er war schon sammt seinem christlichen Begleiter zur Hinrichtung bestimmt. Ich theile Ihnen diese Neuigkeiten mit allem Vorbehalt mit, wie ich sie gehört habe, ohne noch einzuweichen an die Wiedereinsetzung des Mandarins zu glauben. Ein solcher Schritt wäre von Seite der annamitischen Regierung eine zu grobe Beleidigung für Frankreich, und man hat Gründe, wenigstens einigermaßen die guten Beziehungen aufrecht zu halten."

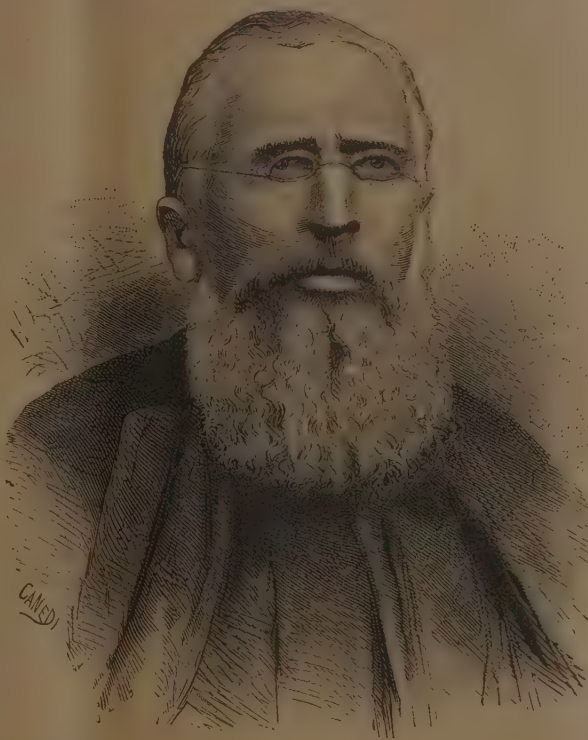
## Birmanien.

**Apostolisches Vikariat Nord-Birmanien.** Msgr. Bigandet, Titularbischof von Ramatha und apostolischer Vikar von Nord-Birmanien, schreibt zu Ende 1884 an den Vorstand des Vereins der Glaubensverbreitung:

"Mit Freuden theile ich Ihnen einige glückliche Erfolge mit, welche wir unter den Birmanen in Rangoon und dessen Umgebung erzielten. Wir bauen soeben in dem Quartiere, in welchem die meisten Bekehrungen vorkamen, eine hübsche Kirche. Die Arbeit hier zu Lande erfordert große Geduld, denn die Birmanen sind ein grobes und stolzes Volk; ebenso muß man eine eingehende Kenntniß des Buddhismus besitzen, da sie sammt und sonders Buddhisten sind und eine überraschende Kenntniß ihrer Religion haben. Die Bekehrungen unter den Chinesen gehen nur langsam voran, weil die Heiden unsere Katechumenen

grimmig verfolgen. Der Mehrzahl nach sind unsere Neubekehrten Handwerker: Schuster und Schneider. Nun wollen die heidnischen Meister keine Arbeiter haben, welche das Christenthum annehmen, und dieser Gedanke schreckt viele sonst wohlgesinnte Chinesen von der Bekehrung ab.

Was die Mission unter den Karenen betrifft, geht sie immer noch recht gut. P. Bringaud steht seinen Eifer im Norden des Vikariats durch sehr tröstliche Früchte belohnt. In letzter Zeit hat er mit einem Stamme Beziehungen angeknüpft, welcher auf dem Ostabhange des Arakan wohnt; es ist ein Zweig der Singphos-Familie; die Birmanen nennen sie Khyins. Dieser Stamm, der birmanisch redet, scheint große Hoffnungen auf Annahme des Evangeliums zu bieten; wenn ich nur einen eigenen Missionär für denselben zur Verfügung hätte.



R. P. August Jean S. J.

Bei den Papus hat P. Kern zwei blühende Schulen; aber seine alte Holzkirche ist baufällig und von den Ameisen zerfressen; P. Kern hat deshalb den Bau einer Steinkirche beschlossen.

Die Tamul-Mission ist durch einen Streit, der unter den Christen ausbrach, geschädigt worden. Gott sei Dank, ist jetzt der Friede wieder geschlossen. Unsere von den Schulbrüdern und von den Schwestern vom Guten Hirten und vom hl. Joseph geleiteten Schulen sind mustergiltig und erhalten bei jedem Examen seitens der Staatsbeamten die größten Lobspprüche."

## Vorderindien.

**Apost. Vikariat Madura.** Zugleich mit einem Porträte des hochw. P. August Jean S. J. bringen wir den Schluß des Briefes, in dem er uns seine Reise durch den südlichen Missionsdistrikt erzählt:



„Welter ging meine Fahrt nach Palamcottah, welches 36 (englische) Meilen von Badakenkulam entfernt ist; aber wir hatten diesmal eine gute Straße und vortreffliche Ochsen. Nach 4 Meilen erreichten wir Panagudi; die Christen hielten uns an; wir mußten durchaus absteigen und ihre Schule besuchen. Es waren wohl 100 Kinder anwesend, welche in vier langen Reihen auf der Erde kauerten. Vor ihnen stand ein Lehnstuhl für den ‚Sami‘. Ich setzte mich, ließ mir die Zahl der Schüler, die Unterrichtsgegenstände u. s. w. nennen, stellte einige Fragen aus der indischen Geographie, lobte und beschenkte die Kleinen. Alles strahlte vor Glück; jetzt kam der ‚Sandippu‘, d. h. ein Korb Bananen und Zuckerzeug, und die Prüfung schloß mit dem ‚Mirvadam‘, dem Segen. Auf der Hälfte des Weges sollten unsere Ochsen gewechselt werden; aber der Brief war nicht rechtzeitig angekommen, und so mußten die unsrigen bis Palamcottah, nachdem wir ihnen vier Stunden Ruhe gönnt hatten. Palamcottah hat mir sehr gefallen. Eine herrliche Lage, hübsche Häuser, schöne Straßen und Promenaden. Die Stadt zählt 16 000 Seelen, viele Protestanten, welche daselbst Schulen und Katechistenanstalten

besitzen. Zwei Meilen westlich davon, jenseits des Flusses, welcher den Reichtum der Gegend vermittelt, steht die ganz heidnische Stadt Tinneveli mit 26 000 Einwohnern. Palamcottah ist der Sitz des Missionsobern für den Südbisdistrikt. Es blüht daselbst eine große Schule. Man lud mich ein, dieselbe zu besuchen. Man hatte es auf eine Überraschung ab-

gesehen: Blechmusik begrüßte uns, das Thor war in einen Triumphbogen verwandelt, alle Schüler, 200 an der Zahl, waren in dem großen Saale versammelt, alle in Sonntagskleidern. Man begrüßte uns auf englisch und mit einem Gedichte in Tamil; man reichte uns Blumenkränze; dann traten der Reihe nach drei Klassen auf und gaben uns in einer Art

Wettstreit eine Probe ihres Wissens. Ich richtete einige Worte des Lobes und der Ermutigung an sie, und die Prüfung schloß mit einem Musikstücke.

In Palamcottah machte ich auch die Bekanntschaft unseres P. Paolo Rottari, eines ausgezeichneten Procurators (Verwalters) und ebenso vorzüglichen Dichters, dessen lateinische Verse jeden Freund und Kenner der römischen Classiker entzücken würden. Er hat mich einige seiner Distichen sehen lassen, und ich will, ohne daß er darum weiß, diesen viel zu langen Bericht mit einer Probe beschließen, welche sich meinem Gedächtnisse eingeprägt hat:

Tantillo, tales tantum Rex tantus amavit!

Causam si quæras: ut redametur amor. Maßlos liebte uns Gott — der Höchste die Ärmsten, Geringsten!

Fragst du weshalb? Es ersehnt Liebe um Liebe sein Herz.

Beten Sie für unsere Mission!

Dem Briefe P. Jeans fügen wir zugleich mit einer Abbildung einige Worte des P. Darrieutort über die schöne neue Kirche U. L. Frau vom Scepter in Karankabe bei, welches ebenfalls im Südbisdistrikt von Madura gelegen ist:

„Karankabe ist ein christliches Fischerdorf am Ufer der Balkstraße (zwischen Madura und der Nordspitze der Insel



Kirche U. L. Frau von Sengol zu Karankabe.



Ceylon). Diese Christen scheinen von der Kaste der Kadeys abzustammen, welche der hl. Franz Xaver auf der Insel Ramannancar (oder Rameswaram) taufte. Von dort siedelten sie an unser Ufer über. Schon im letzten Jahrhundert hatte die bescheidene Kapelle der „Songal-teva-Mada“, der „Mutter Gottes mit dem Scepter“, eine gewisse Berühmtheit, und in vielen Familien war es sogar Sitte, einem Kinde den Namen Sengol (Scepter) zu geben. Dieses Heiligthum scheint in die Zeiten des seligen Johannes de Britto zurückzureichen, welcher im Jahre 1693 zu Dreyur, einem etwa 25 km nördlicher gelegenen Dorfe, des Martyrtodes starb. Unglücklicher Weise wurde nach dem Tode des letzten Jesuiten aus der alten Gesellschaft, welcher zu Anfang dieses Jahrhunderts zu Puddupatnam gestorben sein soll, diese ganze Gegend von den Priestern aus Goa sehr vernachlässigt, und so kam der Wallfahrtsort von Karantade fast ganz in Vergessenheit.

Als dann die Mission von Madura in den dreißiger Jahren

dieses Jahrhunderts wiederum der Gesellschaft Jesu anvertraut wurde, mußte natürlich die erste Sorgfalt der Seelsorge der alten Christengemeinden gewidmet werden. Als ich dann 1866 zum ersten Male die heilige Messe in dieser verfallenen Wallfahrtskapelle las, fühlte ich mich angetrieben, die alte Verehrung U. L. Frau vom Scepter neu zu beleben und der Königin des Himmels ein würbigeres Heiligthum zu bauen. Der Stil ist ein Gemisch von Gothik und Renaissance; die Steine mußten polirt werden und glänzen wie Marmor. Das Innere ist geräumig genug, um 2000 Hindu aufzunehmen. Der Hauptaltar ist das Werk eines Waisenknaben, welcher ihn in Holz schnitzte. Wenn er einmal gemalt ist, wirb er sich prächtig machen. Die Verzierungen, die Kapitäle, die Fenster — Alles bietet einen herrlichen Anblick. Hinter dem Altare und über denselben erhaben steht der Thron der Himmelskönigin. Von beiden Seiten laden zwei betende Engel die Hindu zu vertrauensvollem Gebete um die Fürbitte Maria's ein. Plus IX.



Straße in Tamatave.

hat der Kirche den Portiuncula-Ablass verliehen, und der 2. August wird deßhalb jährlich mit großer Feierlichkeit begangen. Im letzten Jahre haben mehr als 3000 Pilger die heilige Communion empfangen, um sich dieses Ablasses theilhaftig zu machen. Angesichts der Schwierigkeiten und der großen Entfernung, aus der Viele herbeikamen, ist diese Zahl sehr bedeutend; die Andacht aber, deren Zeuge wir waren, gereichte uns zum größten Troste."

### Madagaskar.

Seit der Vertreibung der katholischen Missionäre aus dem Innern der Insel Madagaskar, welche wir 1883 S. 218 ausführlich erzählten, hat sich in der traurigen Lage der sonst blühenden Mission wenig geändert. Der Krieg zwischen Frankreich und der durch anglikanische Präbilitanten verhetzten Hova-Regierung dauert fort. Die Franzosen blockiren alle Häfen und halten Tamatave auf der Ostküste besetzt, ohne daß es ihnen bis jetzt gelungen wäre, den an

Zahl weit überlegenen, ziemlich gut bewaffneten und, wie es scheint, von englischen Offizieren geleiteten Hova-Truppen einen entscheidenden Schlag beizubringen. Noch ist kein Ende des traurigen Krieges abzusehen. Die Missionäre haben sich nach den Inseln Réunion (Bourbon) und Mauritius, südlich von Madagaskar, begeben; doch sind 18 Patres und 6 Laienbrüder in Tamatave geblieben, um bereit zu sein, sobald es die Umstände gestatten, den verwaisten Gemeinden im Innern der großen Insel beizuspringen. Von diesen Missionären liegen uns eine Anzahl Briefe vor, aus denen wir unsern Lesern einige Stellen mittheilen wollen.

"Soviel wir aus dem Innern der Insel vernehmen," schreibt P. Cambous Ende März 1884, "ist der Eifer unserer theuern Neubekehrten, weit entfernt, zu erlahmen, in stetem Wachsthum begriffen. Die Secten freuten sich ob unserer Verbannung und waren der Meinung, die katholische Religion werde in Tananarivo und seiner Umgebung, wenn nur einmal die Patres fort wären, von selbst eines schönen Todes sterben.



Statt dessen hat aber die Verfolgung, wie überall, nur dazu gebient, die von Gott gegründete Religion zu stärken und auszubreiten; denn nimmermehr werden die Pforten der Hölle sie überwältigen. Das Fest des hl. Joseph wurde am verfloßenen 19. März von sämtlichen Christen der vier Kirchen in der Hauptstadt feierlich begangen. Sie versammelten sich in dem Gotteshause dieses erhabenen Schutzheiligen der katholischen Kirche, welches in dem Stadttheil Mahamasina gelegen ist, um gemeinschaftlich und nach besten Kräften den hl. Joseph zu verehren. Wie man uns versichert, war das geräumige Schiff der Kirche gedrängt voll von Andächtigen...

Am 11. März kam ein Abgesandter aus dem Hovalager von Tananarivo mit den Aufträgen des ersten Ministers an Bord des französischen Admiralschiffes. Dieser Hova-Abgesandte ist ein junger Katholik, ein ehemaliger Schüler von uns, der später als Lehrer in einer unserer Schulen wirkte. Kurze Zeit vor Ausbruch des Krieges machte ihn der erste Minister zum Zoll-Offizier von Tamatave und verlieh ihm den ersten Ehrentitel, etwa den Rang eines Obersten. Er ist ein sehr begabter Mann und ein ausgezeichnete Katholik, welcher der Mission alle Ehre macht. So benützte er seinen Besuch als Gesandter an Bord des Admiralschiffes, um beim Geistlichen seine heilige Beicht abzulegen. Wir befanden uns gerade unter den herrlichen Benjoebäumen am Meeresufer, als unser junger Freund nach militärischem Gebrauche mit verbundenen Augen in einer Füllandschane (Sänfte) vorbeigetragen wurde. Man gestattete ihm, einen Augenblick die Binde abzunehmen, und er grüßte uns auf das Herzlichste."

Die Unterhandlungen zerklüften sich. Die neue Königin Ranavalona III. war kriegslustiger als ihre Vorgängerin. Wie die Missionäre aus einer madagassischen Zeitung sahen, übte dieselbe sich täglich im Büchsenfeuern und bildete sich zu einer vollständigen Amazone aus, um ihrem Volke mit dem Beispiele einer Kriegerin voranzugehen. Inzwischen mußten sich die Missionäre in Tamatave mit neuer Geduld rüsten, da noch immer keine Aussicht sich eröffnen wollte zur Wiederaufnahme der apostolischen Arbeiten im Innern und da das ungesunde Klima sie alle der Reihe nach mit Fieber heimgesucht. Nachrichten über die Standhaftigkeit der verwaisten Neubefreiten trösteten sie mitunter. So schreibt P. Gossagne im Juni:

"Von Zeit zu Zeit bringt ein Hilferuf oder eine in den Willen Gottes ergebene Klage unserer Christen aus der Provinz Imerina an unser Ohr. Wie blutet dann unser Herz! 'Ach,' sagen sie, 'unsere Väter sind nicht mehr da, uns zu leiten und die Stütze unserer Schwachheit zu sein! Der euangelistische Heiland ist nicht mehr da; leer steht das Tabernakel, wir haben weder Beicht noch Communion mehr!' Nur schwer ertragen sie diese schmerzlichen Entbehrungen. Eines aber tröstet uns und gibt uns Zuversicht für die Zukunft: ihre Liebe zum Glauben, ihr Muth in seiner Vertheidigung, ihr Eifer, mit dem sie sich gegenseitig im jetzigen Kampfe beispringen. Kurze Zeit nach der Verbannung der Missionäre hatten die Christen auch schon begriffen, daß ihnen Führer an Stelle der verlorenen nötig seien. Sofort ergriffen einige unserer ehemaligen Schüler, von den eifrigen Christen der Hauptstadt unterstützt, die Leitung der Gemeinden und suchten mit allem Ernste und viel Takt, die Missionäre nach Möglichkeit zu ersetzen. Sie bildeten einen katholischen Verein. Man vertheilte die Landgemeinden; keine, auch nicht die entlegensten, wurde vergessen, und frisch ging man an's Werk. Fleißige Besuche und Ermahnungen belebten den Muth und

das Vertrauen; es war zu fürchten, der beständige Umgang mit den Protestanten möchte nach und nach den katholischen Gottesdienst verwässern. Gegen diese Gefahr richtete der katholische Verein sein Hauptaugenmerk und hat bringend sämtliche Gemeindevorsteher und Schullehrer, an den durch die Missionäre eingeführten Andachtsübungen nichts, auch nicht das Allermindeste, ändern zu lassen. Um Ihnen einen Begriff zu geben, wie genau man sich in den Kirchen der Hauptstadt an die Gottesdienstordnung hält, will ich Ihnen diejenige der Hauptkirche von Tananarivo mittheilen: Um 8 Uhr in der Frühe Morgengebet, dann Gesang: 'Komm heiliger Geist', hierauf Wiederholung des Katechismus und Gesang. Dann werden die liturgischen Gesänge der heiligen Messe gesungen, das Asperges, der Introitus, das Kyrie, Credo, Sanctus, Agnus Dei; was der Priester singen mußte, wird im Gebetbuche leise gelesen. Beim Evangelium wird ein Unterricht vorgelesen, am Schlusse das Ave Maria in madagassischer Sprache gesungen. Nachmittags um 3 Uhr ist gesungene Vesper, darauf ein Lied; hernach werden die Namen der Heiligen und Feste vorgelesen, deren Feier auf die betreffende Woche fällt. Es folgt Rosenkranzgebet, kurze Erklärung des Katechismus oder Lesung aus einem Leben der Heiligen, gemeinschaftliches Bitt- und Dankgebet, zum Schlusse die beim Segen mit dem Hochwürdigsten üblichen Gesänge. — An Wochentagen vereinigt man sich um 7 Uhr früh in der Kirche zum Rosenkranzgebete, an Samstagen wird die Litanei der seligsten Jungfrau gesungen. So suchen sie die tägliche heilige Messe zu ersetzen. Es ist uns ein Blatt der amtlichen Zeitung gekommen; in demselben finden sich die Namen von 75 Dörfern mit der Bezeichnung 'katholisch' angegeben, welche milde Beiträge zur Linderung der Hungersnoth beisteuerten, wozu die Königin aufgefördert hatte. In diesen Dörfern wird der katholische Schulunterricht und Gottesdienst also offen fortgesetzt. Damit will ich freilich nicht sagen, daß unsere Christen überall den gleichen Muth zeigen, und daß wir gar keine Verluste erlitten haben. Es ist eine kleine Zahl abgefallen — Spreu, die sich vom Weizen scheidet! Auch haben Drohungen und Bestechungen einige unserer Schulkinder in protestantische Schulen geführt; endlich ist bei längerer Dauer unserer Verbannung für die Reinheit der Lehre zu fürchten, da die Laien, welche jetzt den christlichen Unterricht erteilen, begreiflicher Weise keine Theologen sind; doch haben sie versprochen, sich gegenseitig zu überwachen und allfällige Irrthümer willig zu verbessern."

Wie bereits bemerkt, haben sich die meisten katholischen Missionäre von Madagaskar einstweilen nach den Inseln Réunion und Mauritius begeben und erwarten dort, mit den Arbeiten der Seelsorge beschäftigt, die Wiederauflösung der Mission von Madagaskar. Die Insel Réunion (oder Bourbon) hat einen Flächeninhalt von 45 □ Meilen und etwa 200 000 Einwohner, wovon der fünfte Theil Weiße, die übrigen Neger und Kulis aus Indien sind. Sie ist eine französische Kolonie und bildet das Bisthum Saint Denis, welches zur Kirchenprovinz von Bordeaux gehört. Wie wir einem Briefe von P. Raffès entnehmen, ist die Kolonie augenblicklich in keinen blühenden Verhältnissen. Heftige Wirbelstürme, wovon die Insel oft heimgesucht wird, verursachen in den Pflanzungen, welche sonst Zucker, Kaffee, Tabak, Muskat, Zimmt, Mais, Reis, Tabak, Baumwolle u. s. w. liefern, großen Schaden. Noch mehr macht sich der Mangel an Arbeitskräften fühlbar, indem die Auswanderung der Kulis aus Indien aufgehört hat, die Neger aber zur Arbeit viel zu träge sind. — Der hochwürdigste Bischof von St. Denis nahm die



verbannten Missionäre mit offenen Armen auf und gab ihnen Arbeit in seinem Weinberge. U. L. Frau von der Hilfe, wo früher eine Zeitlang eine Schule madegassischer Kinder geblüht hatte, wurde den Jesuiten sammt der zugehörigen Pfarre, Schule der Creolen-Kinder u. s. w. übertragen; die übrigen Priester vertheilte der Bischof in fast alle Pfarren seines Sprengels, wo sie in der Seelsorge unter den Franzosen, Negern, Creolen und Kulis aushalfen. — Die Insel hat neben mehreren erloschenen einen noch thätigen Vulkan, den etwa 2500 m hohen Piton de la Fournaise, welchen einer der Missionäre, P. Laboucarie S. J., in einem Briefe vom 25. Juni 1884 bei Erzählung eines seiner apostolischen Ausflüge beschreibt:

„Am 29. Februar verließ ich Morgens 6 Uhr U. L. Frau von der Hilfe und erreichte in einstündiger Eisenbahnfahrt St. Benedikt. Dort nahm ich die Post, welche mich bis Mittag nach St. Rosa brachte, von wo ich an meinen Bestimmungsort St. Philipp vor Abend nicht gelangen konnte. Es war der erste Fastenfreitag, und so war es nur am Plage, daß ich das Fasten spürte; in der That hatte ich den ganzen Tag nur zwei Datteln und ein Bißchen Brod genossen. Die Gegend war herrlich; der Weg führte längs des Meeres, an der andern Seite ragten bewaldete Berge auf. Nach einiger Zeit mußten wir aussteigen und zu Fuß eine Hängebrücke überkreuzen, welche eine mehrere hundert Meter breite Schlucht verbindet. Sie schwankt so stark, daß man fast seelkrank werden könnte, und jedenfalls möchte ich sie als Spazierweg keinem anempfehlen, der etwas über den Durst getrunken hätte; die geringe Breite des Steges, seine Schwankungen, das Rauschen des Wildbaches, der tief unten dahinschäumt, das Alles könnte Einem auch so schwindelig machen, und ich muß sagen, daß ich nicht ohne einige Angstlichkeit hinüberschritt. Von St. Rosa an war ich der einzige Reisende; der Weg führt noch immer durch Wald längs des Meeresufers. Diese hohen Waldberge erinnerten mich an Madagaskar; ich befand mich in Gedanken schon ganz in seinem Hochwalde und war in meinen Phantasieen bereits in der Nähe von Tananarivo, als sich plötzlich ein ganz anderes Bild vor meinen Augen zeigte. Der Wald, das frische Grün, der Vogelgesang, die baumhohen Farrentrautwebel, die Blumen, die von Ast zu Ast geschlungenen Vianenkränze sind mit einem Male verschwunden, und unvermittelt stehe ich am Fuße des Vulkans. Nur wenige Schritte vom Wege raucht die heiße Lava, welche der Berg soeben ausgeworfen hat, und 11 km weit rollte der Wagen auf erstarrter Lava, deren dunkle Rinde keinen grünen Halm hervorsprossen läßt. Der schwarze Rauch, welcher aus dem Krater des Berges aufstieg, war der passende Abschluß dieser traurigen Landschaft, welche mit Recht den Namen „Der große Brand“ (Le Grand-Brulé) trägt. Ich staunte über das großartige Bild der Verwüstung, welche der Vulkan verursacht hat. Ein weißes Stein-  
denkmal steht mitten in der 11 km breiten Lavawüste. Darauf

steht geschrieben, daß ein Gouverneur Namens de l'Isle an einem angegebenen Tage mit viel Volk und zahlreicher Geistlichkeit in Prozession an diese Stelle gekommen sei, und daß man allda, Angesichts der Esse des Berges, das heilige Mesopfer dargebracht habe.

Am Rande des Lavafeldes beginnt der Hochwald wieder; in seinem Schatten steht die Kapelle U. L. Frau von den Flammen, ein Wallfahrtsort. Die hübsche gothische Kapelle ist noch nicht ganz vollendet; sie liegt 8 km von St. Philipp auf einem 500 m hohen Berge, der ziemlich steil aus dem Meere aufsteigt, ganz nahe beim Vulkan, welcher sie überragt. Der Wald, in welchem sie erbaut und fast verborgen ist, bildet einen zugleich schönen und geheimnißvollen Hintergrund. Während der Fastenzeit predigte ich in St. Philipp und dem zwölf km davon entfernten St. Athanasius. Zugleich gab ich mir Mühe, die sehr vernachlässigte Kirche von St. Philipp etwas auszubessern und auszumalen. Nach Ostern machte ich meine achtägigen geistlichen Übungen in der Einsamkeit U. L. Frau von den Flammen; ich hörte dort kaum eine andere Stimme als diejenige der Amseln. Rund um das Kirchlein legte ich in jenen Tagen eine Rosenpflanzung an. Eines Tages brachte mir ein zwölfjähriger Knabe mit vor Freude strahlendem Angesichte in einem Käfge eine Amsel, indem er sagte: „Ich meine, du langweilst dich, da du mit Niemanden redest; schau, ich habe diese Amsel für dich gefangen, damit sie dich unterhalte.“ Die Leute schenken mir täglich so viele Orangen und andere Süßfrüchte, daß ich ganze Körbchen voll wieder verschenken konnte; das Meer lieferte Fische und Hummern, der Wald Vögel und Wildpret auf meinen Tisch. Eine polnische Familie, welche das Wallfahrtskirchlein bewacht, kochte für mich. Meine Wohnung war eine kleine madegassische Hütte, in welcher mich eines Tages Schnee überraschte. Der Krater des Vulkans war am Morgen in ein blendendes Schneekleid gehüllt. Ich hätte ihn lieber einmal in Feuer und Flammen gesehen; es soll ein prachtvolles Schauspiel sein, wenn die glühende Lava sich in die Wogen des Meeres stürzt und Wasser und Feuer mit einander kämpfen. Während meines Aufenthaltes bei U. L. Frau von den Flammen hat der Berg sich nur einmal geregt; es war ein lauter Donner wie ein Kanonenschlag; aber zu einem Ausbruch ist es nicht gekommen. Ich wollte den Krater besteigen; schon hatte man mir Sandalen zum Schutze meiner Schuhe zurechtgemacht, da kam plötzlich ein Brief meines Obern, der mich sofort nach St. Denis zurückrief, wo ich für die dort ansässigen Madegassen eine Mission halten sollte. Selbstverständlich unterblieb also der Besuch des Kraters, und ich sagte U. L. Frau von den Flammen und den guten Leuten daselbst, die bei meiner Abreise helle Thränen weinten, Lebewohl.“

## Miscellen.

Zwei indische Frauencongregationen wirken in der Mission von Madura, die Schwestern U. L. Frau von den sieben Schmerzen und die Schwestern der Congregation der hl. Anna. Die erstern zweigten sich am 21. October 1876 von den „Réparatrices“ ab und zählen gegenwärtig 45 Mitglieder, sämtlich Hindu-Frauen. 17 haben ewige Gelübde, 17 Gelübde von beschränkter Dauer abgelegt, die übrigen sind Novizen oder Postulantinnen. 10 sind staatlich geprüfte Lehrerinnen. Sie leiten fünf Schulen: zwei in Tritschinopoly mit 200 Kindern, eine in Negapatam mit 100 Kindern, eine in Madura mit 50 und eine in Palamcottah mit 30–40 Kindern. Für diese Schulen erhielten sie

im Jahre 1883 einen staatlichen Zuschuß von 4150 Mark. — Die Congregation der hl. Anna ist für Hindu-Wittwen gegründet. Am 16. September 1877 zogen sich 9 fromme Wittwen aus der Stadt Tritschinopoly in eine gemeinsame Wohnung zurück und begannen ein klösterliches Leben; zehn Monate später, am Feste der hl. Anna 1878, legten sie mit Erlaubniß der geistlichen Obrigkeit ein religiöses Gewand an. Jetzt zählt die junge Congregation 31 Mitglieder, von denen 22 Gelübde von beschränkter Dauer ablegten; im Laufe dieses Jahres werden auch einige zu den ewigen Gelübden zugelassen werden. Unter Leitung dieser Schwestern stehen 23 Wittwen, welche, vor den Gefahren der Welt geschützt, ein gemeinschaftliches frommes



Leben führen wollen, ohne jedoch kflsterliche Gelübde abzulegen; sie nähren sich von ihrer Handarbeit. Die Schwestern leiten ferner die Mädchenwaisenhäuser, die Zufluchts Häuser, Spitäler und Katechumenen-Anstalten für Frauen. Die Hauptaufgabe und das reichste Feld ihrer Thätigkeit sind die beiden großen Mädchenwaisenhäuser von Trischinopolis und Abetalaburam. Im erstern sind gegenwärtig 186 Waisen, die kleinen Kinder im sog. „Krippenhause“ nicht gerechnet; in Abetalaburam leiten 9 Schwestern 70 Waisenmädchen und 60 Frauen des Zufluchts Hauses. So hat der lebensvolle Baum des katholischen Ordenslandes auf der Südspitze Vorderindiens zwei bereits mit Blüten und Früchten gezeigte Zweige getrieben.

**Eine würdige Kulturaufgabe.** Das deutsche Reich ist durch seine neue Bestimmung im Lodo-Lande an der großen Moon-Lagune der Grenz Nachbar des Königreiches Dahomeh geworden, das durch seine entsetzlichen Grausamkeiten berüchtigt ist. Wir haben schon oft von den blutigen Greueln erzählt, welche jährlich in der Hauptstadt Abomeh verübt werden; daß es damit bis auf den heutigen Tag nicht besser geworden ist, mag man aus dem folgenden Briefe eines Augenzeugen entnehmen, den die „Missions catholiques“ veröffentlicht: „Dieses Jahr (1884) hat der König von Dahomeh das Fest der jährlichen Lodenopfer mit entsetzlicher Grausamkeit begangen als je. Während der drei Monate, welche ich in Abomeh zubrachte, sah ich täglich am Thore des königlichen Palastes sechs frisch abgehackte Köpfe aufgesteckt. Ich rede nicht von den Unglücklichen, welche kopfabwärts an Bäume genagelt wurden, oder die man bloß durch

eine Hand oder einen Fuß festnagelte, und so in verschiedenen Stellungen an Qual, Hunger und Mordtöpfen elend sterben ließ. In den letzten Tagen noch war ich Zeuge der Hinrichtung zweier Männer und Weiber, welche vorgeblich mit dem Bruder des Königs eine Verschwörung angezettelt hatten. Der Bruder des Königs darf nach Landesgesetz nicht zum Tode verurtheilt werden; der König ließ ihn also in ein dunkles Loch sperren. Die beiden Weiber, eine Frau des Verurtheilten und eine Sklavin, wurden bis an den Hals in die Erde gegraben; am siebenten Tage lebten sie noch, obgleich sie keine Nahrung erhalten hatten. Man grub sie jetzt bis an die Mitte des Leibes aus und gab ihnen zu essen; dann schüttete man Pulver in das Loch und zündete es an. Trotz der furchtbaren Brandwunden waren sie nicht augenblicklich todt; jetzt gossen ihnen die Henker heißes Palmöl über den Kopf, und schließlich wurden die Leichname in Stücke zerrissen. Die beiden Verschwörer band man an Pfähle und die Menge durchbohrte die Unglücklichen an hundert Stellen mit glühenden Eisen; der eine hielt diese Qual eine halbe, der andere fast eine ganze Stunde aus.“ — Es wird im deutschen Reiche jetzt schon seit mehr als zehn Jahren „culturgekämpft“. Wie wäre es nun, wenn unsere Kulturhelden, anstatt gegen frieberrige Geistliche und wehrlose Ordensfrauen, ihren Löwenmuth zur Abwechslung einmal gegen den bluttriefenden Beherrscher des neuen Grenzstaates lehrten und ihren Einfluß dazu verwendeten, solchen Greueln im Namen der Menschlichkeit ein Ziel zu setzen? Wäre das nicht eine würdigere Kulturaufgabe?

## Für Missionszwecke.

	Mark.		Mark.		Mark.
<b>Für die bürftigsten Missionen:</b>		<b>Für nothleidende Missionspriester zur</b>		<b>Von Pfr. Oberwalter in Unterriffingen</b>	10.—
„Ut in omnibus glorificetur Deus“	820.—	„Verfolgung der heiligen Messen:		„Alten in Settingen	27.84
Von Bischof M. F. in Vossau	39.80	Von J. B. Köhner, Kaplan in Kronach	36.—	Durch Oberkaplan B. Frank in Ratibor	11.78
Von J. D., Kaplan in Dabensberg	39.80	„B. G. in St.	50.—	„M. M.	3.—
Von Augsburg, durch M. K., von einer Fabrik-		Von der Diözese St. Gallen	4.—	<b>Für den Franziskus-Kaderius-Verein:</b>	
arbeiterin	207.—	Von G. R. K.	50.—	Von G. K.	20.—
„M. K.	10.—	„B. M. S. in St.: „Sit nomen Domini	150.—	Von M. Bieger in Beringenshadt	100.—
Von Ungenannt	1.43	„benedictum“	33.10	Von Pfr. F. Meyer in Ravensberg	45.—
„M. K.	200.—	„Frau Jarniez aus Eganov	9.—	„B. in M.	2.20
„mehreren Gebern aus Wolfaberg	30.—	„Ut mox veniat in celum“	4.64	Durch Wymandstraße	190.—
„Joseph Kib in Zangerwehe bei Dören,	50.—	Von J. A. B.	50.—	Von Pfr. Altmann in Settingen	33.43
„J. Schmal, Episkopus in Unterriffing	400.—	Durch Herber & Co. in München	50.—	<b>Für den Bonifacius-Verein:</b>	
„S. Kaderia D.	11.60	Von H. Kuchert in Jettowis	15.—	Durch Wymandstraße	40.—
„B. G. in St.	6.60	Durch Pfr. Altmann in Unterriffingen	60.—	Von Pfr. Oberwalter in Unterriffingen	15.—
„G. K. K.	30.—	Von Pfr. Oberwalter in Unterriffingen	50.—	„Alten in Settingen	23.77
Durch Pfr. Altmann in Unterriffingen	100.—	<b>Für das Vikariat Ahabasta Madangie:</b>		Durch Oberkaplan B. Frank in Ratibor	7.50
„Kaplan Rüdger in Raach	3.—	„Aus Wöhen“	48.—	<b>Für den Bau der Elisabethen-Kirche in</b>	
Von A. B. in St.	20.—	Von K. A. B. S.	2.—	Eisenach: M. M.	2.—
„A. S. u. T. A.	2.80	„Pfr. Meisel in Hochheim	6.—	Von Altmann in Jerningen	10.—
„Frau Lehrer A. Vollenrath, Buebling,	8.20	<b>Für die Jesuiten-Mission am Sambesi</b>		<b>Für die kathol. Kirche in Bafet:</b>	
„B., durch B. Herber, St. Louis, Mo.	4.10	(Sudafrika): Von Robert Ober, Berlin	2.—	Durch den „Christl. Bürger“ in Speyer	5.—
„G. Zimmermann in Sautville, Bisc.	9.10	„Sancta Maria, ora pro nobis“	5.—	<b>Für Rosauf und Unterhalt von Heiden-</b>	
„durch denselben	15.—	Von Theresie Baroness Walsterkirchen in	49.71	kindern: Aus der Diözese St. Gallen	8.09
„Altmann, Bisc. New-Market, Ont., durch	9.10	„Schulth. A. D. in W.	10.—	St. S. St. J. Augsburg	55.—
„Pfr. Oberwalter in Unterriffingen	15.—	Von J. B. Mengen	3.—	Von Kaplan Schmann in Kössel	16.—
„Altmann in Unterriffingen	20.—	Durch die „Deutsche Reichszeitung“ in Bonn	11.—	Von St. Peter	12.—
„A. A. B. S.	3.—	<b>Für die Missionen in Afrika:</b>		„Altmann in Unterriffingen	100.—
„Altmann in Unterriffingen	20.—	Von der Red. d. „Sendboten d. göttl. Herzens	5.—	„das Nüchtere in allen Lebenslagen zu erken-	
Durch Oberkaplan B. Frank in Ratibor	1.—	„Jesu“ in Jansbrück	40.—	nen und die Kraft, hierauf zu handeln“	100.—
<b>Für die nothleidenden Missionen in</b>		Ex voto, von Rev. F. S. Roudout, N.Y.	1.80	Von Ungenannt in M. a. d. E.	86.—
China und Tongking:		„Dulcissimum Cor Jesu, exaudi orationem	8.20	„S. Wels, Erzpriester in Striegau	1.—
Von Kaplan Fahl, Gemeinde Braunsberg	9.—	„meum“	1650.—	Von einem Ermländischen Studienmädchen	20.—
Von „Sendboten des göttl. Herzens Jesu“ in	1.65	Durch die „Deutsche Reichszeitung“ in Bonn	20.—	„J. S., durch B. Herber, St. Louis, Mo.	6.15
Jansbrück	50.—	Von M. Stöpper in Sautville, Bisc., durch	239.80	Durch die „Deutsche Reichszeitung“ in Bonn	165.—
Von K. in G.	20.—	B. Herber, St. Louis, Mo.	8.20	„dieselbe	25.—
„A. B. in St.	20.—	„M. Stöpper in Sautville, Bisc., durch	1650.—	Durch Oberkaplan B. Frank in Ratibor	22.—
„M. Stöpper in Sautville, Bisc., durch	22.55	„M. Stöpper in Sautville, Bisc., durch	1650.—	<b>Für Rosauf und Unterhalt von Heiden-</b>	
B. Herber, St. Louis, Mo.	40.—	„M. Stöpper in Sautville, Bisc., durch	1650.—	kindern: Von Ungenannt, München	5.—
J. Näber-Meyer, Luzern	50.—	„M. Stöpper in Sautville, Bisc., durch	1650.—	Von Ungenannt in M. a. d. E.	36.—
Durch den „Christl. Bürger“ in Speyer	5.—	„M. Stöpper in Sautville, Bisc., durch	1650.—	„Altmann in Unterriffingen	20.—
M. M.	4.—	„M. Stöpper in Sautville, Bisc., durch	1650.—	<b>Pro Papa:</b>	
Von K. A. B. S.	4.—	„M. Stöpper in Sautville, Bisc., durch	1650.—	Durch Kaplan Rüdger in Raach	5.39
<b>Für die Schulen des Orients:</b>		„M. Stöpper in Sautville, Bisc., durch	1650.—	Von Frau G. F. in St.	10.—
Von Th. T. Rhein	10.—	„M. Stöpper in Sautville, Bisc., durch	1650.—	„Ungenannt in M. a. d. E.	9.—
Durch den „Christl. Bürger“ in Speyer	5.—	„M. Stöpper in Sautville, Bisc., durch	1650.—	„Pfr. Altmann in Unterriffingen	47.86
<b>Für die deutsche Mission in Konstanti-</b>		„M. Stöpper in Sautville, Bisc., durch	1650.—	Durch Oberkaplan B. Frank in Ratibor	2.—
nopol: M. M.	3.—	„M. Stöpper in Sautville, Bisc., durch	1650.—	<b>Für das Werk der Glaubens-Verbrei-</b>	
<b>Für die Missionen in Palästina:</b>		„M. Stöpper in Sautville, Bisc., durch	1650.—	tung:	
Von Kaplan Fahl, Gemeinde Braunsberg	44.60	„M. Stöpper in Sautville, Bisc., durch	1650.—	Durch Rev. Vincentius, O. S. Fr., St.	102.50
„S. Wels, Erzpriester in Striegau	31.50	„M. Stöpper in Sautville, Bisc., durch	1650.—	„M. Stöpper in Sautville, Bisc., durch	102.50
„A. B. in St.	20.—	„M. Stöpper in Sautville, Bisc., durch	1650.—	<b>Für die Propaganda in Rom:</b>	
„F. A. Mengen	3.—	„M. Stöpper in Sautville, Bisc., durch	1650.—	Durch Wymandstraße	20.—
Von Altmann in Unterriffingen	20.—	„M. Stöpper in Sautville, Bisc., durch	1650.—	„den „Christl. Bürger“ in Speyer	2.—
<b>Für die nothleidenden Priester in Si-</b>		„M. Stöpper in Sautville, Bisc., durch	1650.—	„dieselbe (für Bosnien)	4.80
erien:		„M. Stöpper in Sautville, Bisc., durch	1650.—	Von Pfr. Stein in Siggan (für Banjaluta)	20.—
Von M. Gemeinde Gising	6.—	„M. Stöpper in Sautville, Bisc., durch	1650.—	„F. A. Mengen	3.—
Durch die „Deutsche Reichszeitung“ in Bonn	3.—	„M. Stöpper in Sautville, Bisc., durch	1650.—	„K. A. in B.	3.—
„den „Christl. Bürger“ in Speyer	5.—	„M. Stöpper in Sautville, Bisc., durch	1650.—	„den „Christl. Bürger“ in Speyer	1.—
Von Altmann in Unterriffingen	10.—	„M. Stöpper in Sautville, Bisc., durch	1650.—	Von Pfr. Meisel in Hochheim (für Bosnien)	6.—
		„M. Stöpper in Sautville, Bisc., durch	1650.—	„Altmann in Unterriffingen	40.—
		„M. Stöpper in Sautville, Bisc., durch	1650.—	Durch die Erzdiözesische Kancellei Freiburg	71.—

Unter Mitwirkung einiger Priester der Gesellschaft Jesu herausgegeben von F. J. Boller, Theilhaber der Herder'schen Verlagsbuchhandlung in Freiburg. Nachdruck der Herder'schen Verlagsbuchhandlung in Freiburg (Baden). — Redaktionschluss und Ausgabe: 13. März 1885.

Der Abdruck der Aufsätze der „Katholischen Missionen“ ist nicht gestattet, der der Nachrichten nur mit Angabe der Quelle erwünscht.